

Psychoanalytische Bewegung

Erscheint zweimonatlich + Herausgegeben von A. J. Storfer

Arnold Zweig

Odysseus Freud

Stefan Zweig

Das eheliche Mißgeschick Marie Antoinettes

Sigmund Freud

Meine Berührung mit Josef Popper-Lynkeus

Havelock Ellis

Über das Obszöne

und andere Beiträge

Preis des Heftes Mark 2.-

„Psychoanalytische Bewegung“

Erscheint zweimonatlich

Herausgegeben von A. J. Storfer

Alle redaktionellen Sendungen

(Manuskripte, Rezensionsexemplare usw.)

und alle geschäftlichen Sendungen

(Abonnements, Zahlungen usw.)

bitte zu richten an:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag

Wien, I., Börsegasse 11

Telegrammadresse: Psychoverlag Wien — Telefon: U 21-4-29

Zahlungen

können erfolgen durch Postanweisung, Bankscheck oder durch
Einzahlung auf eines der

Postscheckkonti

des „Internationalen Psychoanalytischen Verlags“:

Leipzig 95.112	Paris C 1100.95	Zagreb 40.900
Wien 71.633	s'Gravenhage 142.248	Warszawa 191.256
Prag 79.385	Stockholm 44.49	Riga 36.93
Zürich VIII, 11.479	Budapest 51.204	Kjöbenhavn 24.932

Preis des Einzelheftes Mark 2.—

Abonnement 1932 (6 Hefte) Mark 10.—

Einbanddecken in Halbleder

zu den abgeschlossenen Jahrgängen (I. Jg., 1929, II. Jg., 1930, III. Jg., 1931) können zum
Preise von je M. 3'20 bezogen werden durch jede Buchhandlung oder direkt durch den Verlag

Psychoanalytische Bewegung

IV. Jahrgang

März/April 1932

Heft 2

Odysseus Freud

Von

Arnold Zweig

*Aus der „Weltbühne“ vom 19. Januar 1932,
mit Genehmigung des Verfassers und des Verlags.*

Die Mythologie der Griechen hat, wie uns alle Pauker belehrten, allgemein-menschliche Gültigkeit — wie sehr, wie tief und wie durchbohend freilich, weiß man erst seit den wissenschaftlichen Expeditionen in den Hades, die der einsame Sigmund Freud angestellt hat. Nur um auf seine mächtige Gestalt wieder einmal hinzuweisen, wende ich mich für einen Augenblick von meiner Arbeit weg. Im Psychoanalytischen Verlag ist eben ein Band „Theoretischer Schriften“ erschienen, die Gedankenarbeit jener fünfzehn Jahre zusammenfassend, die zwischen den Arbeiten der Mannesjahre und den herrlichen letzten des greisen Meisters stehen. Dies sind, in zwanzig Jahren nehme man mich beim Wort, Naturbeschreibungen der Menschenseele, jener wilden, erhabenen und grausigen Unterwelt, die wir alle in uns tragen. Ununterbrochen gehen von ihr die Taten der Menschen aus, von ihr nicht allein bestimmt, aber immer mitbestimmt und überwiegend von ihr bestimmt bei Primitiven, Kindern und Neurotikern . . . Es ist unmöglich, auch nur aufzuzählen, was die zukünftige Psychologie — für



uns die gegenwärtige — diesem Band von 400 Seiten entnehmen wird. Die Beschreibung des Narzißmus, der Verdrängung, die große Darlegung des Unbewußten — dies nur als Beispiele; die 70 Seiten „Jenseits des Lustprinzips“, die 110 Seiten „Massenpsychologie und Ich-Analyse“, und jene Schrift „Das Ich und das Es“, ohne die man nicht weiß, wer man ist. Längst ward ja klar, wer heute als mißverstandenster Denker der Welt gelten darf, wer in dieser Beziehung, und nicht nur in dieser, den Friedrich Nietzsche unsrer Jugendjahre abgelöst hat. Ja, Sigmund Freud, hier spricht er als der Denker; aus dem naturforschenden Arzte hat er sich zwanghaft, unlustig, fast mit Widerwillen dazu entwickelt. Daher er als Schriftsteller des Denkens die Schmucklosigkeit selbst ist — und ein Meister. Denn die Wortkargheit, die ihn überall dazu treibt, Satz für Satz mit Bedeutung vollzupressen, einen auf den anderen zu mauern, die herrliche Dichte und Folgerichtigkeit seiner Theorie aus ihnen erstehen zu lassen wie einen Quaderbau aus gewichtigen Steinen: das hat heute nicht seinesgleichen. Die Wahrheit ist das Kennzeichen ihrer selbst und des Falschen, prägt Spinoza seinen Grundbeitrag zum Problem der Evidenz. Noch nie, so lange die Menschheit über sich nachdenkt, hat eine wissenschaftliche Lehre das Innere des Menschen so in sich zusammenhängend ausgedeutet wie die Freudsche, im Menschen gleichsam einen organisierten Raum aufhellend. Tief ins Irrationale hinein macht sie die Gesetze von Ursache und Folge geltend, benennt eine begrenzte Anzahl von Prinzipien, eines aus dem anderen durch Beobachtung entwickelt, und dies nicht etwa in kontemplativer Schau, sondern am lebendigen Objekt festgestellt, am realen Menschen, der durch diese Erkenntnisse verändert ward, erleichtert, geheilt. Der Leser dieser Studien, Bemerkungen und Aufsätze muß den Eindruck haben, daß diese Naturforschung der menschlichen Seele, diese dynamische Kraft, mit der Schicht für Schicht ihres Aufbaues abgetastet wird, nicht einen erdachten Menschen betrifft, sondern den wirklichen, den von heute und immer. Und wenn gar dieser Denker den Widerstand der Welt gegen seine Lehre als zum System dieser Triebe gehörig aufdeckt, gilt der

Satz des Spinoza wiederum, nur einmal umgekehrt: das Falsche bestätigt die Wahrheit und seine eigne Irrigkeit. So mögen sich also die Geisteswissenschaftler von 1932 angegrault von diesen apollinischen Berichten über die Urgründe des Dionysischen abwenden; es ist zu lange her, daß sie die Gründe ihrer Meinungen erlebten. Dieser Band „Theoretische Schriften“ aber heißt nur darum nicht „Philosophische“, weil der Mann dieses Wort nicht liebt, der heute vor drei Kontinenten die Herme des europäischen Denkens darstellt. Mit 75 Jahren noch herrlich umkämpft, darf er die Gewißheit hegen, daß die Leistung seines Lebens die Grundlagen unsrer Welt mit einer gesünderen Kanalisation versehen wird, einer adäquateren Erkenntnis der Menschennatur, dank jener Reinigung der Leidenschaften, die das befreiende Wort der Analyse neben das gestaltende der Dichtung reiht.

PSYCHOANALYTISCHES LESEBUCH

Montesquieu

über Nationalismus und Gottesglauben und über den „Narzißmus der kleinen Differenzen“

... Der Glaube an falsche Wunder kommt aus unserem Hochmut, der uns glauben läßt, wir seien hinreichend wichtige Geschöpfe, daß das höchste Wesen für uns die Natur umwerfe. Das läßt uns auch unser Volk, unsere Stadt, unser Heer als von der Gottheit am meisten geliebt erscheinen. So wollen wir also, daß Gott ein parteiliches Wesen sei, das sich unaufhörlich für ein Geschöpf gegen ein anderes erklärt und in dieser Art Krieg sich gefällt.

... Frömmerei ist der Glaube, daß man besser ist als Andere ... Die Frömmerei findet, um Übles zu tun, Gründe, die ein einfacher, anständiger Mensch nicht finden könnte.

... Der Unterschied zwischen den Menschen ist zu geringfügig, als daß man auf ihn eitel sein dürfte.

Das eheliche Mißgeschick Marie Antoinettes*

Von

Stefan Zweig

Am 16. Mai 1770 führt Ludwig, Dauphin von Frankreich, die Erzherzogin Marie Antoinette als Gattin heim, und feierlich geleitet sein Großvater Ludwig XV. die beiden in das eheliche Schlafgemach. Eigenhändig überreicht er ihm das Nachthemd und die ranghöchste Dame der jungen Gattin das ihre, würdig tritt der Erzbischof von Reims in das Schlafgemach, besprengt es mit Weihwasser und segnet das Bett. Dann bleiben die beiden, Marie Antoinette und Ludwig allein und der Baldachin des Himmelbetts rauscht brokaten nieder, Vorhang einer beginnenden Tragödie.

Denn in diesem Bette geschieht nun zunächst — nichts. Und es gibt einen fatalen Doppelsinn, wenn der junge Ehemann am nächsten Tage in sein Tagebuch einschreibt: „*Rien*“. Weder die höfischen Zeremonien, noch die erzbischöfliche Segnung des bräutlichen Bettes haben Gewalt gehabt über eine peinliche Hemmung der männlichen — oder vielmehr: unmännlichen — Natur des Dauphin, *matrimonium non consumptum est*, die Hochzeit ist im fleischlichen Sinne nicht vollzogen, nicht heute, nicht morgen und nicht im nächsten Jahre. Marie Antoinette hat einen „*nonchalant mari*“ gefunden, wie man ärgerlich am Wiener Hofe vermerkt, und zunächst meint man, es sei nur Schüchternheit, Unerfahrenheit oder eine „*nature tardive*“ (wir würden heute sagen, eine infantile Zurückgebliebenheit), die den Sechzehnjährigen bei diesem bezaubernden jungen Mädchen hemme. Kommt Zeit, kommt Rat, denkt die erfahrene Mutter, nur nicht drängen und den seelisch Gehemmten irritieren! So mahnt sie ihre Antoinette, die eheliche Enttäuschung nicht schwer zu nehmen — „*point d'humeur là-dessus*“ schreibt sie am 8. Mai 1771 ihrer Tochter und empfiehlt ihr „*caresses, cajolis*“, Zärtlichkeiten, Liebkosungen, aber anderseits wieder nicht zuviel davon, „*mais trop d'empressement gâteroit le tout*“. Wie aber dieser fatale Zustand schon ein Jahr, zwei Jahre andauert, beginnt die Kaiserin über diese „*conduite si*

*) Aus einem demnächst erscheinenden größeren Werk über Marie Antoinette.

étrange“ des jungen Gatten unruhig zu werden. An seinem guten Willen ist nicht zu zweifeln, denn von Monat zu Monat zeigt sich der Dauphin seiner jungen Gattin immer zärtlicher zugetan, er erneuert unablässig seine nächtlichen Besuche, seine untauglichen Versuche, aber an der letzten entscheidenden Zärtlichkeit hemmt ihn irgend ein „*maudit charme*“, eine geheimnisvolle fatale Störung. Marie Antoinette, selbst unerfahren, meint, es sei nur „*maladresse et jeunesse*“ nur Ungeschicklichkeit und Jugend, die Arme dementiert sogar selbst die „üblen Gerüchte, die hier zu Lande über seine Unfähigkeit umgehen“ (18. XII. 1771). Aber die Mutter beginnt schließlich doch besorgt zu werden. Sie läßt ihren Hofarzt van Swieten kommen und berät sich mit ihm über die „*froideur extraordinaire du Dauphin*“; der zuckt die Achseln und meint, wenn es einem jungen Mädchen von solchem Liebreiz nicht gelinge, den Dauphin zu „*échauffer*“, sei jedes medizinische Heilmittel ohne Wirkung. Wieder schreibt Maria Theresia Brief auf Brief nach Paris; schließlich nimmt König Ludwig XV., wohl erfahren und allzugesübt auf diesem Gebiete, seinen Enkel ins Gebet, der französische Hofarzt Lasonne wird eingeweiht, der traurige Liebesheld untersucht, und nun stellt sich heraus, daß diese Impotenz des Dauphins keine psychische sei, sondern auf einem unbedeutenden organischen Defekt beruht (einer Phimosis, welche die vollkommene Erektion verhindert). „*Les uns disent que le frein comprime tellement le prépuce qu'il ne se relâche pas au moment de l'introduction et lui cause une douleur vive, qui oblige S. M. à modérer l'impulsion nécessaire pour l'accomplissement de l'acte. D'autres supposent que ledit prépuce est si adhérent qu'il ne peut se relâcher assez pour permettre la sortie de l'extrémité pénienne ce qui empêche l'érection complète de se produire*“ (Geheimbericht des spanischen Gesandten). Jetzt folgt Consilium auf Consilium, ob der Chirurg mit dem Operationsmesser eingreifen solle, — „*pour lui rendre la voix*“ wie man in den Vorzimmern zynisch flüstert — und Marie Antoinette, von ihren erfahrenen Freundinnen inzwischen aufgeklärt, tut das Möglichste, ihn dazu zu veranlassen. („*Je travaille à le déterminer à la petite opération, dont on a déjà parlé et que je crois nécessaire*“, 1775 an ihre Mutter.) Aber Ludwig XVI. — aus dem Dauphin ist zwar inzwischen schon ein König geworden, doch nach fünf Jahren noch immer kein Ehemann — kann sich, seinem schwankenden Charakter gemäß, zu keinem energischen Akt entschließen. Er zaudert und zögert, versucht und versucht, und diese gräßliche, widerliche, lächerliche Situation des ewigen Versuchens und ewigen Versagens zieht sich zur Schmach Marie Antoinettes, zum Hohne des ganzen Hofes, zur Wut Maria Theresias, zur Erniedrigung Ludwig XVI., ganze sieben Jahre hin, bis schließlich Kaiser Josef eigens nach Paris reist, um seinen nicht sehr

mutigen Schwager an seine Pflicht zu mahnen. Dann erst gelingt es diesem traurigen Cäsar der Liebe, den Rubikon glücklich zu überschreiten. Aber das seelische Reich, das er endlich erobert, ist schon verwüstet durch diese sieben Jahre lächerlichen Kampfes, durch diese zweitausend Nächte, in denen Marie Antoinette die äußerste Erniedrigung erlitten, die eine Frau er-leiden kann.

*

Wäre es nicht zu vermeiden gewesen (frägt vielleicht manches empfind-same Gemüt), dieses heikle und heiligste Geheimnis des Alkovens zu lüften? Hätte es nicht genügt, das wirkliche Faktum des königlichen Versagens bis zur Unkenntlichkeit zu verschatten, wie es doch alle anständigen Biographen taten, indem sie zaghaft um die Tragödie des Ehebetts herumschlichen und bestenfalls blümerant vom „fehlenden Glück der Mütterlichkeit“ sprachen? Ist wirklich dieses Hervorziehen intimer Details unentbehrlich für eine charakterologische Darstellung? Jawohl, es ist unentbehrlich und jedes Ver-schweigen Entstellung, denn alle die Spannungen, Abhängigkeiten, Hörig-keiten und Feindseligkeiten, die sich allmählich zwischen dem König und der Königin, den Prätendenten und dem Hof herausbildeten und weit ins Weltgeschichtliche hinüberreichen, bleiben historisch-psychologisch in ihrem letzten Ablauf unverständlich, wenn man nicht klar bis an den untersten, ihren physiologischen Ursprung herangeht. Mehr weltgeschichtliche Folge-erscheinungen als man gemeinhin zuzugeben gewillt ist, haben von je im Alkoven und hinter den Baldachinen der Königsbetten ihren Anfang genommen; selten aber liegt das Folgespiel zwischen winziger Ursache und politischer Weitwirkung so klarläufig und eindeutig wie in diesem exem-plarischen Fall. Die ganze Entwicklung der Revolutionstragödie des französi-schen Königtums ist im letzten Grunde durch keinen Faktor so sehr als durch diese private Schwäche Ludwig XVI. determiniert, das Versagen Lud-wig XVI. als König nur durch das langjährige des Mannes und seiner Männlichkeit verständlich, und jede charakterologische Darstellung darum unehrlich und unzulänglich, die ein Geschehnis als nebensächlich in den Schatten drückt, das Marie Antoinette selbst den „*article essentiel*“, den Hauptpunkt ihrer Sorgen und Erwartungen genannt hat.

Und dann: deckt man wirklich ein Geheimnis auf, wenn man frei und ehrlich von der langjährigen ehelichen Unfähigkeit Ludwig XVI. spricht? Durchaus nicht. Nur das neunzehnte Jahrhundert mit seiner krankhaften moralischen Sexualprüderie hat verschwiegen, was im achtzehnten Jahrhun-dert noch öffentliches Tagesgespräch war. Ehefähigkeit oder Eheunfähigkeit eines Königs, Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit einer Königin galt damals

nicht als private, sondern als politische und Staatsangelegenheit, weil sie die „Erbfolge“ und damit das Schicksal des ganzen Landes entschied. Noch war jene Scheu von dem Physiologisch-Natürlichen nicht so unnatürlich übertrieben, das Bett gehörte so offenkundig mit zum menschlichen Leben wie das Taufbecken oder der Sarg. In dem Briefwechsel Maria Theresias und Marie Antoinette, der immerhin durch die Hand des Staatsarchivars und des Kopisten ging, sprachen eine Kaiserin von Österreich und eine Königin von Frankreich in vorbildlicher seelischer Freiheit als Mutter und Tochter über alle Einzelheiten und Intimitäten dieses sonderbaren Ehestands. Beredt schildert Maria Theresia der Tochter die Vorteile des gemeinsamen Bettes und gibt ihr kleine weibliche Winke, den nachlässigen Gemahl zärtlich an sich zu fesseln; die Tochter berichtet wieder das Eintreffen und Nichteintreffen des monatlichen Unwohlseins, ihre Sorgen und Hoffnungen, den endlichen Ehevollzug mit allerhand merkwürdigen Details und schließlich triumphierend die Schwangerschaft. Einmal — man sieht daraus die vorbildliche Unbefangenheit jener Epoche in menschlichen Dingen — wird sogar der Komponist der Iphigenie, wird sogar Gluck, weil er dem Kurier vorausläuft, mit der Übermittlung solcher intimer Nachrichten betraut. Mutter und Tochter haben voreinander keine Scheu, und ebenso spricht sich der König zu seinen Verwandten über die Fortschritte seiner Ehelichkeit ungezwungen aus.

Aber wäre es nur die Mutter allein, die um das Geheimnis dieses Versagens weiß! In Wirklichkeit wissen und reden alle Kammerfrauen davon, alle Hofdamen, Kavaliers und Offiziere; in den Salons und Hinterstuben wird darüber gelacht, die Diener wissen es und die Wäscherinnen am Hofe von Versailles, sogar an seinem eigenen Tisch muß der König manchen derben Scherz erdulden. Außerdem befassen sich, da die Zeugungsfähigkeit eines Königs in Anbetracht der Erbfolge eine hochpolitische Angelegenheit ist, alle auswärtigen Höfe auf das eindringlichste mit dieser Frage. In den offiziellen Berichten der preussischen, der sächsischen, der sardinischen Botschafter finden sich ausführliche Erörterungen der heiklen Angelegenheit; der eifrigste unter ihnen, Graf Aranda, der spanische Botschafter, läßt sogar die Laken des königlichen Bettes durch bestochene Dienstleute untersuchen, um dem physiologischen Verhalten nur möglichst genau auf die Spur zu kommen. Überall in ganz Europa lachen und spotten die Fürsten und Könige über ihren ungeschickten Standesgenossen, die Impotenz des Königs ist nicht nur in Versailles, sondern in ganz Paris und Frankreich das Geheimnis Polichinells. Sie wird in allen Straßen besprochen, sie flattert als Libell von Hand zu Hand und bei der Ernennung des Ministers Maurepas zirkuliert zur allgemeinen Erheiterung das muntere Couplet:

*„Maurepas était impuissant
Le Roi l'a rendu plus puissant
Le Ministre reconnaissant
Dit: Pour vous, Sire,
Ce que je désire,
D'en faire autant“.*

Aber was spaßhaft klingt, hat in Wahrheit schicksalshafte und gefährliche Bedeutung. Diese sieben Jahre des Versagens bestimmen seelisch den Charakter des Königs und der Königin und führen organisch zu politischen und charakterologischen Folgerungen, die ohne Kenntnis dieses intim wirkenden Details sinnlos und unverständlich sind: Weltgeschichte entwickelt sich wie die Lawine aus dem Sandkorn, hier aus dem allerintimsten und diskretesten Detail eines Ehestands.

*

Unverständlich bliebe vor allem das Verhalten Ludwigs XVI. ohne Kenntnis dieser Episode. Mit geradezu klinischer Deutlichkeit zeigt sein menschlicher Habitus alle typischen Symptome eines aus männlicher Schwäche stammenden Minderwertigkeitsgefühls. Wie im privaten fehlt diesem Gehemmten auch im öffentlichen Leben jede Stoßkraft zu schöpferischer Tat. Unsicher, unentschlossen, feige, entschlußunfähig, einsiedlerisch, fürchtet er, der gebieten sollte, jeden Entschluß, jedes Verantwortlichsein. Er versteht nicht aufzutreten, er weiß keinen Willen zu zeigen und noch weniger ihn durchzusetzen; linkisch und scheu flüchtet er vor jeder höfischen Geselligkeit und besonders vor dem Umgang mit Frauen, denn er weiß, dieser im Grunde biedere, rechtschaffene Mann, daß sein Mißgeschick jedem am Hofe bekannt ist, und das ironische Lächeln der Eingeweihten quält und bedrückt ihn; darum zieht er sich am liebsten in seine Gemächer zurück. Am wohlsten fühlt er sich in einem ganz fremden unteren Milieu, in Gesellschaft der Schlossergehilfen oder Maurermeister, die ihn gutmütig, ohne Spott, ja sogar mit ehrlichem Respekt als einen Kameraden aufnehmen; vor allen Menschen des Hofes aber und seiner eigenen Familie bleibt er gehemmt, unsicher und verlegen. Manchmal versucht er sich gewaltsam eine gewisse Autorität zu geben, den Schein einer Kraft. Aber dann greift er immer eine Skala zu hoch, wird grob, brüsk und brutal, typische Flucht in eine Geste der Kraftmeierei, die ihm niemand glaubt. Nie aber gelingt ihm ein freies, natürliches, selbstbewußtes männliches Auftreten und am wenigsten das majestätische. Weil er nicht ganz Mann ist, kann er auch nicht ganz König sein.

Daß dabei seine privaten Vergnügungen die allermännlichsten sind, die

Jagd und körperliche Schwerarbeit, wie Schlossern und Handwerken, — er hat sich eine eigene Schmiedewerkstätte eingerichtet und die Drehbank ist noch heute zu sehen — widerspricht keineswegs dem klinischen Bild, sondern bestätigt es nur. Denn gerade, wer nicht Mann ist, liebt unbewußt den Männlichen zu spielen. Wenn er auf dampfendem Pferd stundenlang dem Eber nachjagt und durch die Wälder reitet, wenn er am Amboß seine Muskeln bis zur Müdigkeit erschöpft, so kompensiert da ein Kraftbewußtsein der rein physischen Muskelkraft wohltuend die heimliche Schwäche der genitalen: als Hephaistos fühlt sich wohl, wer den Dienst der Venus schlecht versteht. Aber kaum er die Galauniform anzieht und unter die Höflinge tritt, spürt er, daß diese Kraft nur eine der Muskeln ist und nicht eine der Seele, und sofort wird er verlegen, mürrisch, mißmutig und scheu, trotz seiner angeborenen Gutmütigkeit und naiven Jovialität. Selten sieht man ihn lachen, selten wirklich glücklich und vergnügt.

Am gefährlichsten aber wirkt sich dieses geheime Schwächegefühl charakterologisch im seelischen Verhältnis zu seiner Frau aus. Vieles an ihrem Verhalten widerstrebt seinem persönlichen Geschmack. Er mag ihre Gesellschaft nicht, ihn ärgert der ständige laute Vergnügungstrubel, in dem sie ihre Unbefriedigung betäubt; er ärgert sich im geheimen, er, der sparsame und bedächtige Mann, über ihre Verschwendung und ihre frivolen Spiele. Ein wirklicher Mann müßte einer solchen Frau, deren leichter und fahriger Charakter so sehr der Zügel bedurfte, ein König dieser würdevergessenen Königin kräftig die Meinung sagen. Aber wie kann ein Mann vor einer Frau, die im Dunkel seine geheimen nächtlichen Niederlagen kennt, die ihn allnächtlich beschämt, hilflos und als lächerlichen Versager erlebt, bei Tage den Herren spielen? Nie kann er ihr aufrecht, herrisch und gebietend entgegentreten, und unwillkürlich gerät, je länger sein blamabler Zustand dauert, Ludwig XVI. gegenüber Marie Antoinette in völlige Abhängigkeit, ja sogar in Hörigkeit. Sie kann von ihm verlangen, was sie will, immer wieder kauft er mit völlig schrankenloser Nachgiebigkeit sich von seinem geheimen Schuldgefühl los. Obwohl er nicht tanzt, begleitet er sie auf Bälle, und wenn er zu müde wird, läßt er sie nächtelang allein. Er zahlt ihre Schulden, er duldet ihre Extravaganzen und Galanterien, ohne ein einzigesmal energisch dreinzufahren und Einspruch zu versuchen. Manchmal, wenn sie gar zu tolle Frisuren sich auf den Kopf türmt oder nächtelang wegbleibt, wagt er schüchtern einen kleinen vorsichtigen Scherz: aber dann lacht sie mit und tut weiter was sie will. Wirklich in ihr Leben einzugreifen, ihre offensichtlichen Torheiten und unnützen Kompromittierungen zu behindern, dazu fehlt ihm die Willenskraft, die im letzten ja nichts an-

deres ist als der psychische Ausdruck der körperlichen Potenz; und die gutmütige Respektlosigkeit, das kameradschaftliche Von-oben-herab, mit dem Marie Antoinette den „*pauvre homme*“ behandelt, wirkt sich gefährlich beispiegelnd auf ihre ganze Umgebung aus. Niemand respektiert den König, niemand bemüht sich ernstlich um ihn. Wer etwas will und anstrebt, wendet sich am besten an seine Frau, denn jeder weiß, ihr Wille biegt seine Willenlosigkeit. Verzweifelt sehen die Minister, sieht die Kaiserinmutter Maria Theresia, sieht der ganze Hof diese zunehmende Ohnmacht des Königs, und wie alle Macht in die Hände einer Frau gerät, die sie leichtfertig verzettelt. Aber ein Kräftediagramm, in einer Ehe einmal bestimmt, bleibt erfahrungsgemäß als seelische Konstellation unabänderlich. Auch wie er schließlich ihr Gatte und Vater ihrer Kinder wird, bleibt er, der Herr Frankreichs sein sollte, der willenlose Knecht seiner Frau, einzig weil er nicht rechtzeitig ihr Mann gewesen ist.

*

Nicht minder verhängnisvoll bestimmt das sexuelle Versagen Ludwig XVI. die seelische Entwicklung Marie Antoinettes. Gemäß der Gegensätzlichkeit der Geschlechter produziert ein und dieselbe Störung im männlichen und weiblichen Charakter genau gegensätzliche Erscheinungen. Wo bei einem Mann die sexuelle Aktivität Störungen unterliegt, entsteht Gehemmtheit und Unsicherheit, wo der Frau die passive Hingabebereitschaft nichts hilft, muß zwanghaft Überreiztheit und Hemmungslosigkeit, eine flackrige Überlebendigkeit zu Tage treten. Von Natur aus ist Marie Antoinette eigentlich vollkommen normal geraten, eine wirkliche, eine weibliche, eine zärtliche Frau, zu vielfacher Mutterschaft bestimmt. Aber das Verhängnis will, daß gerade sie, die Empfindungsfähige und Empfindungswillige, in eine abnorme Ehe, daß sie an einen Nicht-Mann gerät. Allerdings, sie ist erst fünfzehnjährig zur Zeit der Eheschließung, an und für sich schiene also die Verzögerung noch nicht seelisch belastend und verstörend; denn man darf es doch keineswegs schon physiologisch unnatürlich nennen, wenn ein junges Mädchen bis zum zweiundzwanzigsten Jahre jungfräulich bleibt. Was aber hier die Erschütterung und gefährliche Aufpulverung ihres Nervenzustandes verursacht, ist, daß ein von Staats wegen ihr zubeordneter Gatte sie diese sieben pseudoehelichen Jahre nicht im Zustande unbefangener und unberührter Keuschheit verbringen läßt, sondern daß in zweitausend Nächten sich an ihrem jungen Körper, an ihren Sexualorganen ein tölpischer und gehemmter Mann unablässig herum-müht, ihre Nerven nutzlos irritiert und daß überdies der ganze Hof, die ganze Welt voll bössartiger und hämischer Neugierde sich ständig mit diesem Unglück beschäftigen. Ununterbrochen wird ihre Sexualität

fruchtlos in dieser unbefreienden, beschämenden und erniedrigenden Weise ohne eine einzige Erfüllung gereizt und gereizt; eine von Natur zarte und sogar zärtlich geartete Frau müßte geradezu abnormal stumpf sein, wenn ihre seelische Verfassung auf diese gräßliche Quälerei nicht schließlich temperamenthaft reagierte. So bedarf es keines Nervenarztes, um festzustellen, daß die extreme Vivazität, diese Überlebendigkeit, dieses ewige Hin und Her und nie Zufriedensein, dieses fahrige Jagen von Vergnügung zu Vergnügung, die krankhafte Steigerung der Spiellust, die berüchtigte Unfähigkeit Marie Antoinettes, sich jemals sachlich auf einen Gegenstand zu konzentrieren, daß alle diese historisch verhängnisvoll gewordenen Eigenschaften, obwohl schon charaktermäßig prädisponiert, in ihrer Übertreibung geradezu klinische Folgen jener ständigen sexuellen Aufreizung und sexuellen Unbefriedigung durch ihren Gatten sind. Unbewußt sucht dieses junge Geschöpf außerhalb der physiologischen Sphäre Kompensationen, kleine äußerliche Temperamentbefriedigungen, Erfüllungs-Surrogate der Entspannung, des Sich-Abmüdens. Sie tanzt ganze Nächte durch, sie reitet, flirtet, sie spielt und überspielt mit diesen unablässigen nervösen Beschäftigungen eine innere Leere, ihre uneingestandene Enttäuschung. Weil nicht im tiefsten bewegt und beruhigt, muß sie immer Bewegung und Unruhe um sich haben, und allmählich wird die ursprüngliche Verspieltheit zu einer krampfigen und vom ganzen Hof als skandalös empfundenen Vergnügungswut, gegen die vergebens Maria Theresia und alle Freunde anzukämpfen suchen, aber die einzig ihr Mann oder ein wirklicher Mann abstellen könnte. Wie beim König die unerlöste Männlichkeit in grobe Schlosserarbeit und Jagdleidenschaft, in dumpfe und ermüdende Muskelarbeit und Muskelspannung, so flüchtet bei ihr die falsch eingesetzte und unverwertete Gefühlskraft in zärtliche Freundschaft zu Frauen, in fortwährende Übersteigerungen der Amusements. Nacht für Nacht läßt sie das eheliche Bett, den traurigen Ort ihrer weiblichen Erniedrigung und treibt sich, während ihr Gatte und Nicht-Gatte seine Jagdmüdigkeit breit ausschläft, bis vier Uhr, fünf Uhr morgens auf Opernredouten, in Spielsälen, bei Soupers und in zweifelhafter Gesellschaft herum, mit jungen Leuten flirtend, sich wärmend an fremden Feuern, unwürdige Königin, weil an einen unwerten Gatten geraten. Daß aber diese Frivolität eigentlich freudlos ist, ein bloßes Übertanzen und Überamusieren einer inneren Unruhe, das verrät mancher Augenblick zorniger Melancholie und am stärksten einmal ihr Schrei, als ihre Schwägerin zuerst ein totes Kind zur Welt bringt. Da schreibt sie an ihre Mutter: „So furchtbar das auch sein muß, ich wollte, ich hielte schon dort.“ Lieber ein totes Kind, aber nur ein Kind und endlich aus diesem

zerstörenden, unwürdigen Zustand heraus, nur endlich Frau sein und nicht hundertmal mißbraucht und beschmutzt und von allen andern verhöhnt und verspottet, immer und immer noch Jungfrau nach siebenjähriger Ehe. Wer nicht die weibliche Verzweiflung hinter der Vergnügungswut dieser Frau versteht, kann die merkwürdige Wandlung weder erklären noch verstehen, die dann einsetzt, sobald Marie Antoinette endlich Frau und Mutter wird. Mit einmal werden die Nerven ruhiger, eine andere, zweite Marie Antoinette entsteht in ihr, jene beherrschte und willenskräftige, kühne, die die sie im zweiten Teil ihres Lebens wird. Aber diese Wandlung kommt schon zu spät, um die innere Zerstörung und die äußeren Folgen dieser sieben Märtyrerjahre wettzumachen. Wie in jeder Kindheit, sind auch in jeder Ehe die ersten Erlebnisse die entscheidendsten, und Jahrzehnte können nicht wettmachen, wenn im feinsten und unzerstörbaren Stoff der Seele solche Störungen einmal eingerissen sind. Gerade diese innersten, die unsichtbaren Verwundungen des Gefühls kennen kein volles Gesunden.

*

All dies wäre aber nur private Tragödie, ein Familienmißgeschick, wie es hinter tausend Wänden und Alkovenvorhängen tagtäglich verborgen sich abspielt. In diesem einem Fall aber reichen die verhängnisvollen Folgen einer ehelichen Impotenz weit über das private Leben hinaus. Denn Mann und Frau sind hier König und Königin. Und zur intimen Tragödie, die hier eine der Diplomatie aufgeopferte Frau erlebt, — man hatte rechtzeitig in Wien vor diesem ungeeigneten Gatten gewarnt, — fügt sich das grausame Satyrspiel, daß man die Königin, gerade weil sie unfreiwillig unschuldig bleibt, öffentlich zur Schuldigen macht. Ein so zynisch-neugieriger, mokanter, durchaus erotomanischer Hof wie der französische begnügt sich nicht mit dem hämischen ironischen Schwatz über den ungeschickten Gatten, sondern schnuppert unablässig um die Frage herum, in welcher Weise sich Marie Antoinette für das Versagen erotisch schadlos halte. Sie sehen eine reizende junge Frau, selbstbewußt und kokett, bei Gott keine kühle Blonde, sondern ein temperamentvolles Geschöpf, in dem das junge Blut munter moussiert, und sind informiert, an welche jämmerliche Schlafhaube diese superbe Liebhaberin geraten ist: nun beschäftigt sie nur eine Frage, mit wem sie den impotenten Gatten betrügt (denn Tugend oder auch nur geschlechtliche Zurückhaltung wird an diesem Hofe keiner Frau geglaubt). Nun beginnt ein frivoles Rätselraten, wen sie sich zum Ersatz gewählt. Der Herzog von Artois, der jüngste Bruder des Königs, ein munterer Windhund und galanter Schwachkopf, begleitet sie, weil der Ehemann zu faul und zu wenig tänze-

risch ist, auf die Bälle. Sofort gilt er als ihr Liebhaber. Die Herzogin von Lamballe, die Gräfin von Polignac werden von der Königin, die sich nicht zu verstellen weiß, durch besondere Freundschaft ausgezeichnet: sofort gilt diese Neigung als sapphische Beziehung und man singt öffentlich den Chanson:

*„Pour avoir postérité
Il faut à cet amour botté
Grandir la porte de Cythère.
Antoinette qui sait cela
Fatigue plus d'une ouvrière“.*

Ein Ausritt mit irgend einem Kavalier, einem Lauzun oder Coigny, und schon haben ihn die müßigen Schwätzer zu ihrem Beischläfer ernannt; eine morgendliche Promenade im Park mit den Hofdamen und Kavalieren, und sofort erzählt man von den unglaublichsten Orgien. Ganz natürlich führt die fortwährende Beschäftigung mit dem Problem, wie sich die Königin schadlos halte, zu einer gefährlichen Legende von geheimen und gefährlichen Abenteuern; aus dem Geschwätz werden Chansons und Libelle und Pamphlete und pornographische Gedichte. Erst stecken sie sich, hinter dem Fächer verborgen, die Hofdamen zu, dann wandern sie aus dem Haus, werden gedruckt und geraten unter das Volk; und so entsteht allmählich, aus dieser einen offenkundigen Ursache der jahrelangen Impotenz des Königs, der Mythos einer neuen Messalina, einer neuen Fredegonde. Wie dann die revolutionäre Propaganda beginnt, brauchen die jakobinischen Journalisten nicht lange nach Argumenten zu suchen, um Marie Antoinette als den Ausbund aller Ausschweifung, als schamlose Verbrecherin hinzustellen, und Fouquier Tinville muß nicht viel nach Beweisen kramen, um das schmale Haupt unter die Guillotine zu drücken. Der Schwatz und die Bosheit von Versailles' Hölflingen hat ihm ein ganzes Arsenal ihrer Laster und Ausschweifungen längst gedruckt und versifiziert zur Verfügung gestellt. Dem rein physiologischen Verlust ihrer besten Jugendjahre durch die Impotenz ihres Gatten dankt Marie Antoinette noch den Verlust ihrer Ehre, und während und weil sie unfreiwillig sieben Jahre Jungfrau bleibt, hat sie zum Spott noch den Schaden und gilt ihrem ganzen Zeitalter als die Unerstättlichste aller Unerstättlichen.

*

Über eigenes Geschick, Ungeschick, Mißgeschick reichen also die Folgen jener ehelichen Störung bis in das Weltgeschichtliche hinein: die Zerstörung der königlichen Antorität hat in Wahrheit nicht in den Clubs, sondern im königlichen Bett begonnen. Denn daß diese Nachricht von der Impotenz des Königs und die boshaften Legenden von der sexuellen Unerstättlichkeit und Perver-

tiertheit der Königin so rasch und so weit aus dem Schlosse von Versailles zur Kenntniss der ganzen Nation kamen, hat gleichfalls weitmaschig anschließende Verknüpfung an dieses Mißgeschick. Es leben in diesem Palast vier oder fünf Personen, und zwar die nächsten Verwandten, die an dem ehelichen Versagen des Königs leidenschaftliche Freude haben und nur ein einziges Interesse, seine Unfähigkeit möglichst laut und geräuschvoll in der Welt bekannt zu machen, vor allem die beiden Brüder des Königs, denen es außerordentlich zu paß kommt, daß durch diesen winzigen physiologischen Defekt und die Furcht Ludwig XVI. vor dem Chirurgen nicht nur das normale Eheleben sondern auch die normale Erbfolge zerstört wird. Für beide scheint das anfängliche Versagen des Königs Garantie der Kinderlosigkeit und damit das sichere Anrecht, selbst auf den Thron zu gelangen. Der nächstälteste Bruder Ludwigs XVI., der Herzog von Provence und spätere Ludwig XVIII. — er hat sein Ziel erreicht und Gott allein weiß auf welchen krummen Wegen — ist bloß um ein Jahr jünger, aber weltklüger, politischer, raffinierter als sein gutmütiger Bruder, und eben weil er sich in seiner praktischeren und diplomatischeren Kunst so sehr überlegen weiß, hat er es nie überwinden können, als Zweiter neben dem Thron zu stehen, statt selber das Szepter zu halten. Mit einer shakespeareischen Richard III.-Tücke hat dieser dunkle Maulwurf duckmäuserisch und intrigant durch zwei Jahrzehnte seine Gänge gewühlt, um die Machtstellung seines Bruders zu untergraben; da er aber gleichfalls kein Betheld und kinderlos ist, hat auch der Herzog von Artois brennendes Interesse an der Zeugungsunfähigkeit seiner älteren Brüder, weil sie seine Söhne zu legitimen Thronerben macht. So genießen sie beide als Glücksfall, was das Unglück Marie Antoinettes ist, und je länger der grauenhafte Zustand dauert, umso sicherer fühlen sie sich. Immer selbstverständlicher werden ihre Hoffnungen, immer anmaßender ihr Auftreten; schon 1774, knapp nach der Thronbesteigung erscheint zur maßlosen Erbitterung Maria Theresias ein aus jenen Kreisen inspiriertes Libell, in dem nicht nur die Impotenz des Königs Ludwig XVI. als eine unheilbare und dauernde ausposaunt wird, sondern auch die Königin gewarnt, nicht etwa durch einen Betrug plötzlich Thronerben zur Stelle zu bringen. Von vornherein werden also schon alle möglichen Kinder Marie Antoinettes als Bastarde gebrandmarkt und das Thronrecht den beiden jüngern Brüdern bereitgestellt. Darum dieser maßlose, dieser hemmungslose Haß und Wut, wie im siebenten Jahre Marie Antoinette das Wunder endlich zustande bringt und die eheliche Beziehung zwischen König und Königin wieder normal wird. Diesen furchtbaren Hieb, der alle seine Erwartungen umsäbelt, hat der Herzog von Provence niemals Marie Antoinette verziehen, und was nicht auf

geradem Wege ihm zufallen will, hat er versucht auf krummen zu erreichen. Mit macchiavellistischer Tücke arbeitend hat der Herzog nicht früher gerastet, als bis er Ludwig XVIII. wurde; und daß zu diesem Ziele Ludwig XVI. und Marie Antoinette ausgerottet werden mußten und Ludwig XVII. in ein dunkles, noch heute nicht erhelltes Schicksal getrieben, war ihm kein zu hoher Preis. Die Revolution hat gute Helfer bei Hof gehabt, prinzliche und fürstliche Hände haben ihr die Tür aufgetan und die Waffen in die Hand gegeben. Nichts so sehr als die männliche Schwäche des Königs hat seine geheimsten Feinde so stark und so kühn gemacht. Fast immer ist ein geheimes Schicksal, das das äußere sichtbare und öffentliche heranzieht, fast jedes Weltgeschehnis Spiegelung inneren persönlichen Konflikts. Ständig gehört es zu den großen Kunstgeheimnissen der Geschichte, aus mikrobischem Anlaß unabsehbare Folgerungen zu entwickeln und nicht zum letzten Mal die Impotenz (Alexander von Serbiens und seine erotische Hörigkeit zur Befreierin Draga Maschin) gerät an der vorübergehenden sexuellen Störung eines einzelnen Mannes der ganze Kosmos in Unruhe.

*

Sieben Jahre, acht Jahre hat diese eheliche Unfähigkeit Ludwig XVI. gedauert. Endlich erhalten nach den Politikern die Ärzte das Wort. Maria Theresia, die das ganze Unheil, das aus der Verlängerung dieses Zustandes entstehen könnte, mit klaren Blicken voraussieht, verliert endlich die Geduld, sie beschließt energisch einzugreifen und schickt ihren Sohn, den Kaiser Josef nach Paris, er solle seinem Schwager die Leviten lesen. Die beiden Männer sprechen sich freundschaftlich aus, Ludwig XVI. entschließt sich zur Operation, und nach irgend einer dunklen Legende soll Josef II. selbst bei der chirurgischen Angelegenheit anwesend gewesen sein. Jedenfalls meldet sich bald der Erfolg. Denn während am 19. August 1777 Marie Antoinette ihren ehelichen Zustand noch als unverändert meldet und nur „*un petit mieux*“ in der königlichen Leistung andeutet, kann sie am 30. August strahlend mitteilen, sie sei im Zustand „vollkommen entscheidenden“ Glücks. „Jetzt ist es schon acht Tage her, daß meine Ehe vollkommen vollzogen ist, der Versuch ist wiederholt worden und gestern noch vollständiger als das erstmal. Ich wollte zuerst sofort den Kurier an meine teure Mutter schicken, aber ich fürchtete nur, daß es Aufsehen und Geschwätz verursachte.“ Gleichzeitig schickt auch der spanische Botschafter Nachricht nach Madrid, daß der „*état matrimonial*“ endlich erreicht sei, und fügt bei, da ein solches Ereignis wichtig und öffentlich sei, hätte er die Gelegenheit wahrgenommen, sich noch ein-

mal bei den Ministern Maurepas und Vergennes zu erkundigen. Beide bestätigen ihm den Vollzug der großen Aktion, außerdem plaudert der König darüber stolz mit seiner Tante, wobei er „mit viel Offenheit“ bemerkt, daß ihm dieses Vergnügen sehr gefalle und er bedaure, es solange nicht gekannt zu haben. „Seine Majestät ist jetzt viel heiterer als vordem und die Königin hat jetzt die Augen mehr umrändert, als je vorher bemerkt worden war.“ Bald wird am Hofe feierlich die Schwangerschaft angekündigt, ein Tedeum in Notre Dame gelesen, und Marie Antoinette bringt im achten Jahre ihrer Ehe endlich eine Tochter zur Welt.

Von nun ab ist das eheliche Leben Ludwig XVI. und Marie Antoinettes vollkommen geregelt. Pflichtbewußt und bürgerlich-mäßig erfüllt von nun ab der brave, endlich Mann gewordene König seine Gattenpflicht, ohne ein einzigesmal seiner Frau untreu zu werden. Sechsmal wird Marie Antoinette schwanger, vier Kinder zeugt der endlich erlöste Mann. Die grauenhaft lächerliche Tragikomödie ist zu Ende, und wie physiologisch, so übt auch seelisch diese Veränderung auf die Königin den besten Einfluß; sie verbringt nicht mehr so häufig ihre Nächte auf Bällen, beschränkt die Geselligkeit auf einen engen Kreis und widmet sich mit wirklicher Sorgfalt und Güte der Erziehung ihrer Kinder. Der König wiederum verliert sichtbar seine Menschenscheu, seine Mürrisckheit, wird jovialer, zugänglicher, alles scheint in bester Ordnung. Aber in Wahrheit ist es schon zu spät. Bereits sind die Mikroben der Verleumdung ins Blut des Volkes übergegangen und haben rettungslos die öffentliche Meinung vergiftet. Weil man zu lange seiner Unfähigkeit gespottet, nimmt man nun seine Zeugefähigkeit nicht mehr ernst, öffentlich verhöhnt man Ludwig XVI. als Gehörnten und seine Kinder als Bastarde:

„Belle Antoinette

Qu'importe d'où vient cet enfant ?

C'est sans doute quelque planète

Qui nous a fait ce doux présent,

Belle Antoinette“

Die Broschüren und Libelle werden nicht still und aus Wispern und Schwätzen wächst allmählich der große Sturm, der den königlichen Thron in Frankreich umschleudert, und aus der Tragödie des Bettes wird die der Geschichte.

Meine Berührung mit Josef Popper-Lynkeus

Von

Sigm. Freud

Die im 15. Jahrgang stehende Zeitschrift „Allgemeine Nährpflicht“ (herausgegeben vom Verein gleichen Namens, Wien, III., Reiserstraße 16) hat zum zehnjährigen Todestage von Josef Popper-Lynkeus eine reichhaltige Gedenknummer herausgegeben. Sie enthält die von Prof. Heinrich Glücksmann vor dem Popper-Lynkeus-Denkmal gehaltene Rede, Beiträge von Prof. Einstein, Prof. Max Adler, Prof. R. v. Mises, Raoul Auernheimer u. a. und auch einen Originalbeitrag von Sigmund Freud. Der Schöpfer der Psychoanalyse hat sich bereits einmal (vgl. Ges. Schriften, Bd. XI, S. 295 ff) über eine Beziehung der Popper-Lynkeus'schen Anschauungen zur psychoanalytischen Traumdeutung geäußert, und daß er nun ausführlicher zurückkommt auf seine „Berührung“ mit dem „schlichten, großen“ Zeitgenossen, den er — wiewohl jahrzehntelang in derselben Stadt lebend — persönlich nie sah, wird die Leser dieser Zeitschrift besonders interessieren. Wir geben daher Freuds Beitrag zur Gedenknummer hier wieder.

Es war im Winter 1899, daß mein Buch „Die Traumdeutung“, ins neue Jahrhundert vordatiert, endlich vor mir lag. Dieses Werk war das Ergebnis einer vier- bis fünfjährigen Arbeit, auf nicht gewöhnliche Art entstanden. Für Nervenkrankheiten an der Universität habilitiert, hatte ich versucht, mich selbst und meine rasch angewachsene Familie durch ärztliche Hilfeleistung an die sogenannten „Nervösen“ zu erhalten, deren es in unserer Gesellschaft nur zu viele gab. Aber die Aufgabe erwies sich als schwerer, als ich erwartet hatte. Die gebräuchlichen Behandlungsmethoden nützten offenbar nichts oder zu wenig, man mußte neue Wege suchen. Und wie wollte man überhaupt den Kranken helfen, wenn man nichts von ihren Leiden verstand, nichts von der Verursachung ihrer Beschwerden, von der Bedeutung ihrer Klagen? Ich suchte also eifrig nach Anhalt und Unterweisung bei Meister Charcot in Paris, bei Bernheim in Nancy; eine Beobachtung meines überlegenen Freundes Josef Breuer in Wien schien endlich neue Aussicht auf Verständnis und therapeutischen Einfluß zu eröffnen.

Diese neuen Erfahrungen brachten es nämlich zur Gewißheit, daß die von uns nervös genannten Kranken in gewissem Sinne an psychischen Störungen litten und daher mit psychischen Mitteln zu behandeln waren. Unser Interesse mußte sich der Psychologie zuwenden. Was nun die in den Philosophenschulen herrschende Seelenwissenschaft geben konnte, war freilich geringfügig und für unsere Zwecke unbrauchbar; wir hatten die Methoden, wie deren theoretische Voraussetzungen neu zu finden. Ich arbeitete also in dieser Richtung zuerst in Gemeinschaft mit Breuer, dann unabhängig von ihm. Am Ende wurde es ein Stück meiner Technik, daß ich die Kranken aufforderte, mir kritiklos mitzuteilen, was immer durch ihren Sinn ging, auch solche Einfälle, deren Berechtigung sie nicht verstanden, deren Mitteilung ihnen peinlich war.

Wenn sie meinem Verlangen nachgaben, erzählten sie mir auch ihre Träume, als ob diese von derselben Art wären wie ihre anderen Gedanken. Es war ein deutlicher Wink, diese Träume zu werten wie andere verständliche Produktionen. Aber sie waren nicht verständlich, sondern fremdartig, verworren, absurd, wie eben Träume sind und weshalb sie von der Wissenschaft als sinn- und zwecklose Zuckungen am Seelenorgan verurteilt wurden. Wenn meine Patienten recht hatten, die ja nur den Jahrtausende alten Glauben der unwissenschaftlichen Menschheit zu wiederholen schienen, so stand ich vor der Aufgabe einer „Traumdeutung“, die vor der Kritik der Wissenschaft bestehen konnte.

Zunächst verstand ich natürlich von den Träumen meiner Patienten nicht mehr als die Träumer selbst. Indem ich aber auf diese Träume und besonders auf meine eigenen das Verfahren anwendete, dessen ich mich schon beim Studium anderer abnormer psychischer Bildungen bedient hatte, gelang es mir, die meisten der Fragen zu beantworten, die eine Traumdeutung aufwerfen konnte. Es gab da viel zu fragen: Wovon träumt man? Warum träumt man überhaupt? Woher rühren all die merkwürdigen Eigenheiten, die den Traum vom wachen Denken unterscheiden u. dgl. mehr. Einige der Antworten waren leicht zu geben, erwiesen sich auch als Bestätigung von früher geäußerten Ansichten, andere erforderten durchaus neue Annahmen über den Aufbau und die Arbeitsweise unseres seelischen Apparats. Man träumte von dem, was die Seele während des wachen Tages bewegt hatte:

man träumte, um die Regungen, die den Schlaf stören wollten, zu besänftigen und den Schlaf fortsetzen zu können. Aber warum konnte der Traum so fremdartig erscheinen, so verworren unsinnig, so offenbar gegensätzlich gegen den Inhalt des wachen Denkens, wenn er sich doch mit dem nämlichen Stoff beschäftigte? Sicherlich war der Traum nur der Ersatz einer vernünftigen Gedankentätigkeit und ließ sich deuten, d. h. in eine solche übersetzen, aber was nach Erklärung verlangte, war die Tatsache der Entstellung, die die Traumarbeit an dem vernünftigen und verständlichen Material vorgenommen hatte.

Die Traumentstellung war das tiefste und schwierigste Problem des Traumlebens. Und zu ihrer Aufklärung ergab sich folgendes, was den Traum in eine Reihe stellte mit anderen psychopathologischen Bildungen, ihn gleichsam als die normale Psychose des Menschen entlarvte. Unsere Seele, jenes kostbare Instrument, mittels dessen wir uns im Leben behaupten, ist nämlich keine in sich friedlich geschlossene Einheit, sondern eher einem modernen Staat vergleichbar, in dem eine genuß- und zerstörungssüchtige Masse durch die Gewalt einer besonnenen Oberschicht niedergehalten werden muß. Alles was sich in unserem Seelenleben tummelt und was sich in unseren Gedanken Ausdruck schafft, ist Abkömmling und Vertretung der mannigfachen Triebe, die uns in unserer leiblichen Konstitution gegeben sind; aber nicht alle diese Triebe sind gleich lenkbar und erziehbar, sich den Anforderungen der Außenwelt und der menschlichen Gemeinschaft zu fügen. Manche von ihnen haben ihren ursprünglich unbändigen Charakter bewahrt; wenn wir sie gewähren ließen, würden sie uns unfehlbar ins Verderben stürzen. Wir haben darum, durch Schaden klug gemacht, in unserer Seele Organisationen entwickelt, die sich der direkten Triebäußerung als Hemmungen entgegenstellen. Was als Wunschregung aus den Quellen der Triebkräfte auftaucht, muß sich die Prüfung durch unsere obersten seelischen Instanzen gefallen lassen und wird, wenn es nicht besteht, verworfen und vom Einfluß auf unsere Motilität, also von der Ausführung abgehalten. Ja, oft genug wird diesen Wünschen selbst der Zutritt zum Bewußtsein verweigert, dem regelmäßig selbst die Existenz der gefährlichen Triebquellen fremd ist. Wir sagen dann, diese Regungen seien für das Bewußtsein verdrängt und nur im Unbewußten vorhanden. Gelingt es dem Ver-

drängten, irgendwo durchzudringen, zum Bewußtsein oder zur Motilität oder zu beiden, dann sind wir eben nicht mehr normal. Dann entwickeln wir die ganze Reihe neurotischer und psychotischer Symptome. Das Aufrechterhalten der notwendig gewordenen Hemmungen und Verdrängungen kostet unser Seelenleben einen großen Kräfteaufwand, von dem es sich gerne ausruht. Der nächtliche Schlafzustand scheint dafür eine gute Gelegenheit zu sein, weil er ja die Einstellung unserer motorischen Leistungen mit sich bringt. Die Situation erscheint ungefährlich, also ermäßigen wir die Strenge unserer inneren Polizeigewalten. Wir ziehen sie nicht ganz ein, denn man kann es nicht wissen, das Unbewußte schläft vielleicht niemals. Und nun tut der Nachlaß des auf ihm lastenden Drucks seine Wirkung. Aus dem verdrängten Unbewußten erheben sich Wünsche, die im Schlaf wenigstens den Zugang zum Bewußtsein frei finden würden. Wenn wir sie erfahren könnten, würden wir entsetzt sein über ihren Inhalt, ihre Maßlosigkeit, ja ihre bloße Möglichkeit. Doch das geschieht nur selten, worauf wir dann eiligst unter Angst erwachen. In der Regel erfährt unser Bewußtsein den Traum nicht so, wie er wirklich gelautet hat. Die hemmenden Mächte, die Traumzensur, wie wir sie nennen wollen, werden zwar nicht voll wach, aber sie haben auch nicht ganz geschlafen. Sie haben den Traum beeinflußt, während er um seinen Ausdruck in Worten und Bildern rang, haben das Anstößigste beseitigt, anderes bis zur Unkenntlichkeit abgeändert, echte Zusammenhänge aufgelöst, falsche Verknüpfungen eingeführt, bis aus der ehrlichen, aber brutalen Wunschphantasie des Traumes der manifeste, von uns erinnerte Traum geworden ist, mehr oder weniger verworren, fast immer fremdartig und unverständlich. Der Traum, die Traumentstellung, ist also der Ausdruck eines Kompromisses, das Zeugnis des Konflikts zwischen den miteinander unverträglichen Regungen und Bestrebungen unseres Seelenlebens. Und vergessen wir es nicht, derselbe Vorgang, das nämliche Kräftespiel, das uns den Traum des normalen Schlafers erklärt, gibt uns den Schlüssel zum Verständnis aller neurotischen und psychotischen Phänomene.

Ich bitte um Entschuldigung dafür, daß ich bisher so viel von mir und meiner Arbeit an den Traumproblemen gehandelt habe; es war notwendige Voraussetzung des folgenden. Meine Erklärung der Traum-

entstellung schien mir neu zu sein, ich hatte nirgends etwas ähnliches gefunden. Jahre später (ich kann nicht mehr sagen, wann) gerieten „Die Phantasien eines Realisten“ von Josef Popper-Lynkeus in meine Hand. Eine der darin enthaltenen Geschichten hieß „Träumen wie Wachen“, sie mußte mein stärkstes Interesse erwecken. Ein Mann war in ihr beschrieben, der von sich rühmen konnte, daß er nie etwas Unsinniges geträumt hatte. Seine Träume mochten phantastisch sein wie die Märchen, aber sie standen mit der wachen Welt nicht so in Widerspruch, daß man mit Bestimmtheit hätte sagen können, „sie seien unmöglich oder an und für sich absurd“. Das hieß in meine Ausdrucksweise übersetzt, bei diesem Manne kam keine Traumentstellung zu Stande, und wenn man den Grund ihres Ausbleibens erfuhr, hatte man auch den Grund ihrer Entstehung erkannt. Popper gibt seinem Manne volle Einsicht in die Begründung seiner Eigentümlichkeit. Er läßt ihn sagen: „In meinem Denken wie in meinen Gefühlen herrscht Ordnung und Harmonie, auch kämpfen die beiden nie miteinander . . . Ich bin Eins, ungeteilt, die Anderen sind geteilt und ihre zwei Teile: Wachen und Träumen führen beinahe immerfort Krieg miteinander“. Und weiter über die Deutung der Träume: „Das ist gewiß keine leichte Aufgabe, aber es müßte bei einiger Aufmerksamkeit dem Träumenden selbst wohl immer gelingen. — Warum es meistens nicht gelingt? Es scheint bei Euch etwas Verstecktes in den Träumen zu liegen, etwas Unkeusches eigener Art, eine gewisse Heimplichkeit in Eurem Wesen, die schwer auszudrücken ist; und darum scheint Euer Träumen so oft ohne Sinn, sogar ein Widersinn zu sein. Es ist aber im tiefsten Grund durchaus nicht so; ja es kann gar nicht so sein, denn es ist immer derselbe Mensch, ob er wacht oder träumt“.

Dies war aber unter Verzicht auf psychologische Terminologie dieselbe Erklärung der Traumentstellung, die ich aus meinen Arbeiten über den Traum entnommen hatte. Die Entstellung war ein Kompromiß, etwas seiner Natur nach Unaufrichtiges, das Ergebnis eines Konflikts zwischen Denken und Fühlen, oder, wie ich gesagt hatte, zwischen Bewußtem und Verdrängtem. Wo ein solcher Konflikt nicht bestand, nicht verdrängt zu werden brauchte, konnten die Träume auch nicht fremdartig und unsinnig werden. In dem Mann, der nicht

anders träumte als er im Wachen dachte, hatte Popper jene innere Harmonie walten lassen, die in einem Staatskörper herzustellen sein Ziel als Sozialreformer war. Und wenn die Wissenschaft uns sagt, daß ein solcher Mensch, ganz ohne Arg und Falsch und ohne alle Verdrängungen, nicht vorkommt oder nicht lebensfähig ist, so ließ sich doch erraten, daß, soweit eine Annäherung an diesen Idealzustand möglich ist, sie in Poppers eigener Person ihre Verwirklichung gefunden hatte.

Von dem Zusammentreffen mit seiner Weisheit überwältigt, begann ich nun alle seine Schriften zu lesen, die über Voltaire, über Religion, Krieg, Allgemeine Nährpflicht u. a., bis sich das Bild des schlichten großen Mannes, der ein Denker und Kritiker, zugleich ein gütiger Menschenfreund und Reformers war, klar vor meinem Blick aufbaute. Ich sann viel über die Rechte des Individuums, für die er eintrat und die ich so gerne mit vertreten hätte, störte mich nicht die Erwägung, daß weder das Verhalten der Natur noch die Zielsetzungen der menschlichen Gesellschaft ihren Anspruch voll rechtfertigen. Eine besondere Sympathie zog mich zu ihm hin, da offenbar auch er die Bitterkeit des jüdischen Lebens und die Hohlheit der gegenwärtigen Kulturideale schmerzlich empfunden. Doch habe ich ihn selbst nie gesehen. Er wußte von mir durch gemeinsame Bekannte, und einmal hatte ich einen Brief von ihm zu beantworten, der eine Auskunft verlangte. Aber ich habe ihn nicht aufgesucht. Meine Neuerungen in der Psychologie hatten mich den Zeitgenossen, besonders den älteren unter ihnen, entfremdet; oft genug, wenn ich mich einem Manne näherte, den ich aus der Entfernung geehrt hatte, fand ich mich wie abgewiesen durch seine Verständnislosigkeit für das, was mir zum Lebensinhalt geworden war. Josef Popper kam doch von der Physik, er war ein Freund von Ernst Mach gewesen; ich wollte mir den erfreulichen Eindruck unserer Übereinstimmung über das Problem der Traumentstellung nicht stören lassen. So kam es, daß ich den Besuch bei ihm aufschob, bis es zu spät wurde und ich nur noch in unserem Rathauspark seine Büste grüßen konnte.

Die neue Einschätzung des Obszönen

Von

Havelock Ellis

(Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Fanny Weiß, Wien)

Das Obszöne ist ein dauerndes Element im menschlichen Gemeinschaftsleben und entspricht einem tiefen Bedürfnis der menschlichen Gefühlswelt oder — trotz allem was wir Gegenteiliges wissen — der Gefühlswelt im allgemeinen. Es ist nicht beschränkt auf irgend eine Nation oder Kulturstufe, weder eine hohe, zivilisierte, noch tiefe, un-zivilisierte. Es ist zweifellos vorhanden und wir begegnen ihm bei den sogenannten primitiven Völkern ebenso wie bei den höheren Rassen, deren größte Geister es freudig verkünden¹. Wenn wir uns diese fundamentale Beständigkeit des Obszönen vor Augen halten, befreien wir uns nicht bloß von einem zweideutigen, geistigen Problem, sondern auch von einer lästigen moralischen Aufgabe, die umso lästiger erscheint, als die Erfahrung lehrt, daß sie vergeblich ist. Verstandesmäßige Unterscheidung und moralischer Takt bleiben weiterhin unerläßlich, aber unsere Bemühungen müssen nicht länger nutzlos sein, wenn die Notwendigkeit einer neuen Bewertung des Obszönen erkannt wird.

Die Aufgabe, die wir uns damit stellen, gewinnt an Bedeutung, bedenkt man, daß wir bei einer ähnlichen bereits ein großes Stück vorwärts kamen: bei der Neu-Einschätzung des Sexuellen, mit dem das Obszöne vielfach assoziiert oder verwechselt wird. Unter „obszön“ versteht man eigentlich, was sich „hinter der Szene“ begibt und auf der Bühne des Lebens nicht offen gezeigt wird. Das heißt natürlich nicht auf dem wirklichen Theater. Denn das Theater stellt oft Dinge dar, die kaum so freimütig im Leben gezeigt werden — Kunst als Ergänzung des Lebens — und ebenso häufig findet man bei großen und weniger großen Dramatikern (nennen wir es beim richtigen Namen) ein obszönes Element. Betrachten wir nun auch noch die Rolle,

1) Die mit dem Ursprung und der Bedeutung des Obszönen zusammenhängenden Probleme wurden vor vielen Jahren von A. E. Crawley in „A Note on Obscenity“, Studies of Savages and Sex, p. 101, behandelt. Der Verfasser neigt zu der Annahme, daß das Wort „obszön“ dieselbe Wurzel habe wie „obskur“.

die es anerkanntermaßen auf den bedeutendsten Bühnen der Welt spielt, so muß es überraschen, daß es noch notwendig ist, das Obszöne zu rechtfertigen.

Wie ich eben andeutete, ist es gewiß unsere neue Einschätzung des Sexuellen, die unvermeidlich eine neue Bewertung des Obszönen mit sich brachte. Wir unterscheiden allerdings zwei Arten des Obszönen: den naturalistischen Aspekt von sexuellen Vorgängen und den naturalistischen Aspekt von exkrementalen Vorgängen. Beide sind vom normalen Standpunkt der guten Sitte aus obszön. Aber sie sind, obwohl sie, von einigen Gesichtspunkten aus betrachtet, enge Zusammenhänge aufweisen, vollkommen verschieden. Dies läßt sich in der Literatur dort, wo sie das Obszöne streift, beobachten. Der Autor, der das exkremental Obszöne beschreibt, ist keineswegs notwendigerweise identisch mit dem im sexuellen Sinn obszönen Schriftsteller. Ein besonders klares Beispiel ist Swift, der im exkremental Obszönen geradezu schwelgt und oft von seinem Thema abschweift, um es bringen zu können, die leiseste Annäherung an das sexuell Obszöne jedoch streng ablehnt. In dieser Hinsicht repräsentiert Swift eine den Männern der Kirche gemeinsame Tendenz. Wenn diese nämlich obszön sind, sind sie es selten im sexuellen Sinn, weil das Tabu, das für das exkremental Obszöne gilt, nur konventionell und gesellschaftlich ist, während das, welches das sexuell Obszöne trifft, auch moralischer und religiöser Art ist. Das moralische und religiöse Verbot kann nicht auf das exkremental Obszöne angewendet werden, denn hier handelt es sich nur um Sitte und Geschmack in einer Angelegenheit, in der die Sitte von Generation zu Generation und der Geschmack von Individuum zu Individuum wechselt.

Wir dürfen die Bedeutung des moralischen und religiösen Faktors bei dem Verbot, das für das sexuell Obszöne gilt, nicht unterschätzen. Es ist richtig, der moralische Faktor blickt auf eine verhältnismäßig kurze Entwicklung zurück. In früheren Zeiten begegnen wir nicht jener fixen Idee der „Unsittlichkeit“, mit der wir so vertraut sind. „Das Wort unsittlich“, schreibt Réstif de la Bretonne gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts¹, „ist ein neues Wort; indes“, fügt er hinzu, „hören wir es bereits von allen Seiten widerhallen“². Das neun-

1) „Monsieur Nicolas“, éd. Liseux, tome II, p. 102.

2) In England, wo es bereits um das Jahr 1660 gebraucht wurde und eine vermutlich auf die Puritaner zurückgehende schimpfliche Bedeutung hatte, war es kein neues Wort. In der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts wurde es in die englische

zehnte Jahrhundert verliebte sich in dieses Wort. Gab es etwas, worauf es während dieses Jahrhunderts nicht irgendeinmal angewendet worden ist? Früher scheint das sexuell Obszöne wenig Zusammenhang mit dem Namen wie mit der Tatsache der Unsittlichkeit gehabt zu haben, und im klassischen Altertum wäre es absurd gewesen, auf eine solche Beziehung hinzuweisen, obschon die Obszönität häufig als böses Omen aufgefaßt wurde, so weit sie nicht Ekel auslöste. Darum konnte im sechzehnten Jahrhundert ein Mann der Kirche wie Rabelais im sexuellen Sinn obszön sein, einer des achtzehnten dagegen entweder wie Swift sich auf das exkremental Obszöne beschränken oder wie Sterne sich mit dem Kitzel begnügen, den die Annäherung an den sexuell obszönen Bezirk hervorruft.

Tatsächlich ist der religiöse Faktor beim sexuell Obszönen der ältere, und wir können ihn sogar den ursprünglichen nennen. Allein dieser Faktor ist doppelsinnig und doppelgültig, indem er nach beiden Richtungen weist, was besagen will, daß die Obszönität bei gewissen Anlässen von der Gesellschaft gestattet und selbst vorgeschrieben wird. Hier kommen wir vielleicht der frühesten Funktion des Obszönen nahe.

In Afrika, wo E. Evans-Pritchard¹ seine Studien machte, kann man recht typische Fälle dieses Zustandes sehen, der das Obszöne verbietet, unter gewissen Umständen aber vorschreibt. Das Obszöne steht dort in Zusammenhang mit Zeremonien. Gewisse sonst verbotene Formen kollektiv obszönen Betragens werden bei gewissen Anlässen gestattet oder vorgeschrieben, bei Anlässen, die durchwegs von Bedeutung für die Gesellschaft und entweder religiöse Zeremonien sind oder gemeinsame Unternehmungen wirtschaftlichen Charakters. Es handelt sich nach Evans-Pritchard um drei Hauptziele: 1) die gesellschaftliche Bedeutung der betreffenden Handlung durch die Aufhebung des normalen Verbotes zu betonen; 2) zu einem Zeitpunkt, zu dem sich die Menschen in einer Krise befinden, die Erregung in bestimmte Bahnen zu lenken; 3) in Zeiten gemeinsamer, schwerer Arbeit einen Anreiz und eine Belohnung zu geben.

Diese Verwendung des Obszönen auf verhältnismäßig primitiven

juristische Phraseologie aufgenommen und ermöglichte es, „die Ungültigkeit unmoralischer Verträge“ geltend zu machen, womit endlosen Diskussionen Tür und Tor geöffnet war, da sich die Moral in ständigem Fluß befindet.

1) E. Evans-Pritchard, „Some Collective Expressions of Obscenity in Africa“, Journ. Anthropological Institute, July-Dec. 1929.

Kulturstufen gibt uns einen wertvollen Schlüssel zu seinen Funktionen im allgemeinen und zeigt uns, wieviel wir durch die Zivilisation infolge törichter und nutzloser Versuche, den öffentlichen Ausdruck des Obszönen zu unterdrücken verlieren. Einerseits verlieren wir, so weit wir erfolgreich sind, seine ablenkenden, Anreiz gebenden und spannenden Kräfte; andererseits vergrößern und verschlimmern wir seine nachteiligen Wirkungen. Wir vergessen, daß wir es mit einem fundamentalen, unvermeidlichen Impuls zu tun haben, und daß es unsere Sache ist, das, was an ihm gut ist, zu erhalten, und was an ihm schlecht ist, auf ein Mindestmaß herabzusetzen.

Allein wir nähern uns, wie früher bemerkt, heute einer neuen Einschätzung des Obszönen, und zwar auf dem einzigen Weg, auf dem sie vernünftig erreicht werden kann: ausgehend von unserer neuen Einstellung zum Sexuellen. Wenn wir auf die Epoche zurückblicken, aus der wir hervorgehen, hat es beinahe den Anschein, als wäre das Gesamtgebiet des Sexuellen mit allen seinen Verästelungen, selbst jenen fachwissenschaftlichen Charakters, als obszön betrachtet worden, obszön aber in einem Sinn, der verschieden ist von jenem, den wir bei den Wilden antrafen, weil das Obszöne von der Gesellschaft niemals befohlen oder erlaubt war. Man konnte sich dem Sexuellen nur nähern, wenn es, sentimental gefärbt, seines natürlichen Charakters entkleidet wurde, d. h. wenn es in einen dichten, fast undurchdringlichen Schleier gehüllt wurde.

Unter diesen Umständen war es unmöglich, der Frage des Obszönen im rationalen Sinne näher zu kommen. Wenn alles obszön ist, wird es unmöglich zu sagen, was obszön eigentlich ist. Die Möglichkeit, zahllose Definitionen des Obszönen zu geben, wird ebenso verständlich wie deren Vernunftwidrigkeit.

Die Vernunftwidrigkeit war so offenbar, daß die Gesetzeshüter zu dem Schluß kamen, daß es am sichersten sei, das „*indictable misdemeanour of Obscenity*“ (wie das Obszöne in der Juristensprache genannt wird) zu bestrafen, wobei die Erklärung sorgfältig vermieden wurde, worin das Vergehen liege. Diese Auffassung vertrat auch Sir Archibald Bodkin, der durch viele Jahre Leiter der Public Prosecutions in England war und besonderen Eifer bei der Verfolgung des „Obszönen“ an den Tag legte. In Genf trat eine internationale Konferenz zwecks „Unterdrückung der Verbreitung und des Handels obszöner Publikationen“ zusammen. Sir Archibald erschien natürlich als Vertreter Großbritanniens. Als die Delegierten der verschiedenen

Länder versammelt waren, meinte der Delegierte Griechenlands, daß es wünschenswert wäre, zuerst die Bedeutung des Wortes „obszön“ zu definieren, damit die Konferenz wisse, worüber sie spreche. Doch Bodkin erhob sich und machte Einwendungen. Er wies darauf hin, daß sich im englischen Gesetz keine Definition des *indecent* oder *obscene* finde. Seine Einwendungen machten auf die Anwesenden starken Eindruck, und bevor weiter verhandelt wurde, wurde durch einstimmigen Beschluß erklärt, daß es „unmöglich sei, eine Definition des Gegenstandes zu geben, über den die Konferenz verhandle“.¹

Nichts — dies sei en passant bemerkt — zeigt klarer die Unrechtmäßigkeit des Versuches, das Obszöne durch das Gesetz zu unterdrücken als die Verdunkelungssucht der Gesetzeshüter. Sie lieben das Dunkel, und wir wissen, von wem dies zuerst gesagt wurde. Diese Vorliebe für das Dunkel ist gefährlich. Wenn wir von den unklaren, gefühlsmäßig angewandten Schmähworten „gemein“, „unsittlich“, „schlüpfrig“, „ekelhaft“ usw. absehen — kann uns bei einiger Überlegung ein Versuch, das „Obszöne“ in klaren und präzisen Ausdrücken zu definieren, darin nie ein Verbrechen gegen die Gesellschaft sehen lassen. Im weiteren Sinn genommen können wir es definieren² als das, was geschlechtliche Liebe und Begierden hervorruft. Allein dies vermag alles in der Natur bei bestimmten Personen zu bestimmten Zeiten, und daß dem so sein soll, steht in Einklang mit der Ordnung, die die Natur — oder wenn man will — Gott vorgesehen hat. So ist es gebräuchlich geworden, das Obszöne genauer als in einer besonderen Form des Ausdruckes liegend zu defi-

1) B. Causton and G. Young, „Keeping it Dark“, p. 55. Hingegen haben die englischen Gerichte die von Chief Justice Cockburn im Jahre 1868 formulierte Definition akzeptiert, der zufolge die Tendenz vorhanden sein muß, „jene zu verderben und zu verführen, die solchen unmoralischen Einflüssen zugänglich sind“. Die Unbrauchbarkeit dieser Beurteilung liegt auf der Hand.

2) Die kluge Weigerung der Juristen, den Ausdruck „obszön“ zu definieren, enthält in Wahrheit das Eingeständnis, daß er überhaupt kein juristischer Ausdruck ist. Der Lord Chief Justice Lord Hewart brachte dies in einer Vorlesung, die er in London (30. März 1930) über den Unterschied zwischen dem Gebiet der Moral und jenem des Gesetzes hielt, gut zum Ausdruck: „Der Moralist kann sagen: ‚Gesegnet sind, die reinen Herzens sind‘, aber es ist undenkbar, daß ein Gesetz sagt: ‚Nach Annahme dieses Gesetzes macht sich jede Person, die nicht reinen Herzens ist, eines Vergehens schuldig.‘ Die Sache würde dadurch nicht besser, wenn ein staatliches Amt die mangelnde Reinheit des Herzens und ihre Symptome nach feststehenden Richtpunkten zu bestimmen hätte, was im Effekt dasselbe wäre, wie wenn sie im Gesetz selbst enthalten wären.“

nieren, und zwar in einer Form, die sich in Widerspruch setzt zu jener, die bei einer bestimmten sozialen Klasse in einer bestimmten Epoche üblich ist. Doch dann wird das Obszöne bloß zu einem Mangel an Korrektheit oder höchstens zu einem groben Verstoß gegen den guten Geschmack, was doch nie ein Verbrechen sein kann. In diesem Sinn wurde D. H. Lawrences Roman „Lady Chatterley und ihr Liebhaber“ als obszön verboten; es wurde anerkannt, daß es ein glänzend geschriebenes Kunstwerk sei, indes, der Autor hatte auf einigen Seiten an Stelle der in der „guten Gesellschaft“ bevorzugten, euphemistischen Ausdrücke absichtlich kräftige, gut englische Ausdrücke gewählt. Denn selbst der meistgeschätzte Geistliche kann sich auf den Vorgang, dem wir unseren Eintritt in die Welt verdanken, mit einem Wort lateinischen Ursprunges beziehen, ohne die Gefahr eines *congé d'élire* zu laufen. Wenn er sich jedoch im Verlauf einer Predigt auf denselben Akt mit einem gut englischen Wort bezieht — mit einem, das Kinder auf das Straßenpflaster malen, ohne den Aufbau der Gesellschaft zu gefährden — dann wird ihm der Bischofsthron weniger sicher sein als das Gefängnis, außer es gelänge den besonderen Anstrengungen seiner Freunde, ihn ins Irrenhaus zu bringen.¹ So groß erscheinen den Hütern des Gesetzes die Vorteile der Heimlichtuerei. Noch leben wir in einer Gesellschaft, die lächelnd zuläßt, daß Menschen wegen nicht moderegelter Anwendung absolut richtiger Synonyma Geld- oder selbst Freiheitsstrafen auferlegt werden.

Seit die neue Auffassung von der Stellung des Sexuellen im Leben an Boden gewinnt, ist diese Frage von verschiedenen Forschern erhellt worden. Theodor Schroeder, ein New Yorker Rechtsanwalt, wirkte als Bahnbrecher mit seinem bedeutenden Werk „Obscene Literature and Constitutional Law“, das als Privatdruck für den Gebrauch der Gerichte 1911 in New York erschien. Er behandelt darin mit Gründlichkeit den ganzen Gegenstand in historischer, juristischer und soziologischer Hinsicht, und sein Buch ist noch immer wertvoll. Da er mit den sexualwissenschaftlichen, forensischen und ethnographi-

1) Selbst Bischöfe müssen sich gegen Worte schützen. Ich entsinne mich eines kleinen Vorfalles, in dessen Mittelpunkt der seinerzeitige Bischof von Winchester, Samuel Wilberforce, stand, und der mich als Schuljungen sehr belustigte. Der Bischof hatte in einer Kirche auf dem Land zu Gunsten des Restaurierungsfonds eine Predigt gehalten, in der er erklärt hatte, die Kirche sei „*nothing but a damned barn*“ (eine verdammte Scheune). Zum Glück konnte sein Sekretär dem Zeitungsherausgeber mitteilen, daß das von seiner Lordschaft gebrauchte Wort „*damp*“ (feucht) war.

schen Erfahrungen und Forschungen der jüngsten Zeit gleichermaßen vertraut ist, nimmt er die Stellung einer Autorität ein. Er zeigt klar und deutlich, daß es ein Irrtum sei zu behaupten, — wie dies oft geschieht, — daß die Obszönität, im modernen Sinn verstanden, jemals ein Vergehen gegen das gemeine Recht in England oder den Vereinigten Staaten von Amerika gewesen sei. Im goldenen Zeitalter der englischen Geschichte, im Zeitalter Elisabeths und Shakespeares, als Englands Genius den Höhepunkt im Leben und in der Dichtkunst erreichte, wie in der Wissenschaft und Sozialreform im viktorianischen, muß es, wie immer in früheren Zeiten, sporadisch Kundgebungen sogenannten obszönen Charakters gegeben haben. Allein das Obszöne war frei, offen und gesund. Es gab keine Obszönitätsgesetze, und folglich bestand für niemand ein Anlaß, vor der Welt mit Obszönitäten zu prunken; und ebenso wenig bestand für die Pornographie ein Anreiz, die Unterwelt der Literatur mit ihren eklen und schmutzigen Erzeugnissen zu überschwemmen, die aber immerhin den Heiligenschein des Verbotenen tragen.

Im darauffolgenden Jahrhundert wurde der moderne Begriff auf Umwegen geschickt in das Gesetz getragen. Bis dahin war es Sache der Gesetze gewesen, die politische Ordnung zu schützen, wobei sie vom Obszönen überhaupt keine Notiz nahmen, und Sache der geistlichen Gerichte, die Religion zu schützen (ein Ressort, das später mehr oder weniger den weltlichen Gerichten übertragen wurde). Es muß auch daran erinnert werden, daß zu jener Zeit selbst Rechtsanwälte behaupteten, „die Sittlichkeit sei das Fundament der Religion“. Nur in Zusammenhang mit Anklagen wegen politischer Vergehen oder wegen Gottlosigkeit schlüpfte das „Obszöne“ gleichsam in das Gesetz. Prozesse wegen „*obscene libel*“ — der noch heute gebräuchliche, juristische Ausdruck — konnten nicht wie jetzt wegen einer weiter nichts als „unanständigen“ Handlung oder „unanständigen“ Schrift anhängig gemacht werden. Die „Obszönität“ mußte entweder mit Gewalttätigkeit oder Gottlosigkeit verbunden sein.

Ich habe gegen die allgemeine Auffassung protestiert, die den Puritanismus für die Einleitung der Bewegung zur Unterdrückung des Obszönen haftbar machen will. Der Puritanismus war eine befreiende Kraft, eine Kraft auf Seite der Freiheit. Wir können uns nicht oft genug in Erinnerung rufen, daß die „*Areopagitica*“, die beredteste je laut gewordene Anklage gegen die Zensur, das Werk des größten englischen Puritaners auf literarischem Gebiet war. Der Puritanismus

war nicht für irgendwelche Verfügungen gegen das Obszöne verantwortlich, und die Puritaner waren selbst in Wort und Tat eher das, was wir „obszön“ nennen könnten.

Dennoch erscheint es möglich, daß der Puritanismus, wenn auch nicht direkt, so doch indirekt für die Strömung in der Gesetzgebung verantwortlich ist. Die Puritaner mögen keine Gesetze gegen das Obszöne erlassen haben, sie mögen es sogar geduldet haben, doch als sie während des Commonwealth zur Macht gelangten, brachten sie in Wort und Tat Prüderien in Mode, welche nach dem Ende des Commonwealth im gesellschaftlichen Leben als Ferment weiterwirkten und an Einfluß eher zu- als abnahmen. Prüderie war nicht Puritanismus, aber sie kann als Kind des Puritanismus angesehen werden. Ein Kind, das kräftig gedieh, nachdem der lebendige Geist des Puritanismus selbst tot oder im Absterben war, und das die Kraft erlangte, die gesellschaftlichen Sitten und Gefühle unabhängig von der Mode umzuformen. So konnte sich schon zwei Jahre nach dem Sturz des Commonwealth und der unter anscheinend allgemeiner Begeisterung erfolgten Thronbesteigung Karl II. Folgendes begeben: Sir Charles Sedley zeigte sich im Zustand der Trunkenheit gemeinsam mit zwei anderen aristokratischen jungen Freunden (die sich später gleichfalls auszeichneten) völlig entblößt auf dem Balkon des Cock Tavern in der Bow Street, Covent Garden, London. Einen beliebten Scherz der Restaurationsepoche nachahmend, apostrophierte Sedley die Krone in der Art herumziehender Marktschreier in einer Spottpredigt, worin man so etwas wie „Gotteslästerung“ erblickte; dies führte dazu, daß Flaschen mit Urin auf die Menge unten geworfen wurden, die hierauf mit einem Steinhagel antwortete. Da hier „Gotteslästerung“ und Gewalt hinzukamen, scheint es klar, daß die „Obszönität“ allein übersehen worden wäre. Aber selbst bei dieser Gelegenheit war der Puritanismus nicht der Hauptschuldige. Sedley wurde von dem Lord Chief Justice Foster, einem altmodischen, hochmütigen Royalisten aus der Schule von Clarendon, verhört, und man argwöhnt, daß diesen die Besorgnis um den guten Ruf der Royalisten veranlaßte, Sedley die schwere Strafe von 2000 Mark nebst sieben Tagen Gefängnis¹ aufzu-

1) V. de Sola Pinto behandelt den Fall ausführlich in seinem „Leben des Sir Charles Sedley“, 1927, 61—66. Pepys berichtet darüber in seinem „Diary“ unter dem Datum des 1. Juli 1663. Der alte Lord Chief Justice starb drei Jahre später. Er hatte in diesem Fall besonderen Mut bewiesen, da die Angeklagten Freunde und Kumpane des Königs waren, der selbst (wie man flüsterte) vielleicht an der Sache teilgenommen hatte.

erlegen. Daß es Gewalt und Gotteslästerung waren, die das Gesetz zu treffen suchte — nicht Nacktheit, weder die physische noch die der literarischen Darstellung — beweist die Tatsache, daß wir erst nach einem halben Jahrhundert wieder von Obszönitätsprozessen hören. Im Jahre 1708 fällte Lord Holt eine bemerkenswerte Entscheidung in dem Prozeß wegen des obszönen Buches „The fifteen plagues of maidenhead“. Die Klage wurde mit der Begründung abgewiesen, daß Gottlosigkeit wohl klagbar sei, die „Obszönität“ jedoch nur von den geistlichen Gerichten bestraft werden könne.

Aber damals, das scheint außer Frage zu stehen, wirkte der Sauerreiß des verwandelten und degradierten Puritanismus in der großen Masse des Volkes. Es begann die Herrschaft der Mittelklasse, die die oberen und unteren Klassen in gleicher Weise in den Hintergrund drängte und ein nonkonformistisches Gewissensgericht proklamierte, das sich die Funktionen der alten geistlichen Gerichte anmaßte. Dieser Geist drang alsbald in die weltlichen Gerichte und führte so zu jener Erzwingung der sogenannten „Sittlichkeit“, die später zu einer bösen Quelle des Unheils wurde.

Hinsichtlich des Umschwunges der Gefühle, der im neunzehnten Jahrhundert in England einsetzte, möchte ich jedoch hinzufügen, daß ich diesen nicht als das besondere und wichtigste Nebenprodukt des die unteren Schichten der Mittelklasse durchdringenden Puritanismus ansehe. Bis zu einem gewissen Grad war er es ja zweifellos, aber mehr noch war er das Ergebnis einer sich entwickelnden geistigen Kultur, einer Form des Snobismus, des Nachäffens einer feineren Lebensart, die als Merkmal einer höheren Klasse betrachtet wurde und eines Kampfes wohl wert erschien, wenngleich dies von jenen, die die tieferstehenden Klassen nachzuahmen glaubten, nicht empfunden wurde. Wir beobachten genau denselben Vorgang in Frankreich im siebzehnten Jahrhundert. (gewöhnlich in Verbindung mit dem Hotel de Rambouillet und den „Précieuses“), und auch diese Bewegung war siegreich. Zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts erzählte der alte Northcote Hazlitt (wie dieser in seinen „Conversations“ berichtet), daß er sich erinnere, wie der Pöbel auf der Galerie bei der ersten Aufführung von Goldsmiths Lustspiel über einen derben Ausdruck in ein großes Geheul ausbrach, und wie dieser Ausdruck daraufhin fallen gelassen wurde. Northcote fügt die bezeichnende Bemerkung hinzu: „Das gewöhnliche Volk suchte die feine Lebensart gleich einem Festmahl; die oberen Schichten liebten Derbheit und Zotenreißerei als

Entspannung von ihrer übergroßen Vornehmthuerei“. Und doch besaß Goldsmith unvergleichlich mehr Delikatesse und Feinfühligkeit als die ihn anpöbelnde Volksmenge. Von einem ähnlich hervorragenden Zeitgenossen Northcotes, von Sir Walter Scott, der sich in seinen Romanen an Prüderie und Gefühlsduselei nicht genug tun konnte, möchte ich noch berichten (was mir in meiner Jugend ein mit schottischen literarischen Kreisen in Verbindung stehender Freund erzählte), daß Scott heimlich ordinäre Geschichten zu erzählen liebte. Denn es ist in der Regel der Pöbel, der den Ton in solchen Dingen erzwingt und selbst Gesetze umformt.

Die Übergriffe des Gesetzes auf diesem Gebiet sehen wir zum erstenmal im Jahre 1727. Offenbar handelt es sich um den frühesten verzeichneten Fall, in dem ein Buch des „*obscene libel*“ beschuldigt und verurteilt wurde, einfach aus Gründen der „Sittlichkeit“. Das Buch hieß „*Venus in the Cloister*“. Der Angeklagte wurde schuldig befunden. Sein Anwalt stellte den Antrag auf Aufschiebung des Urteils, wobei er nachwies, daß eine derartige Verfolgung durch die weltlichen Gerichte noch nie vorgekommen sei, daß ein Buch dieser Art nicht einen „*libel*“ darstellen könne, und daß die Moral ausschließlich unter die Gerichtsbarkeit der kirchlichen Gerichte falle. Der Kronanwalt gab zu, daß kein Präzedenzfall vorliege, bewies jedoch, daß der Friede ohne Anwendung tatsächlicher Gewalt gebrochen werden könne, und daß die Zerstörung der Sittlichkeit Untergrabung der öffentlichen Ordnung sei, welche ihrerseits die Sicherheit der Regierung bedeute. Dieses Schein-Plädoyer wurde vom Gerichtshof mit der Begründung akzeptiert, daß die Religion ein Teil des gemeinen Rechtes und die „Sittlichkeit“ das Fundament der Religion sei, so daß ein Vergehen gegen die Sittlichkeit ein Vergehen gegen das gemeine Recht sei. Wie Schroeder aufzeigt, beweist diese Entscheidung klar, daß die Obszönität als solche nicht strafbar war. Sie wurde nur insofern bestraft, als sie eine Form der Gottlosigkeit war. Dies geht aus dem nächsten Fall hervor (1733), in dem es sich um die Klage gegen eine Frau handelt, die fast nackt über die Straße lief. Sie wurde nicht bestraft; die Handlung war nicht ungesetzlich¹. Tatsächlich hatten durch

1) Ich weiß nicht, wer auf die zweifelhafte Ehre Anspruch hat, die Nacktheit zur Gesetzwidrigkeit gestempelt zu haben. Allein diese Gesetzwidrigkeit wurde in der viktorianischen Epoche voll und ganz akzeptiert und entspricht sogar heute noch einem geltenden Übereinkommen, obwohl sie sich in offenkundigen Widerspruch zu den von den Gebildeten immer mehr anerkannten Idealen setzt. Ich lese in der Londoner

das ganze achtzehnte Jahrhundert Klagen wegen „Obszönität“ nur dann Erfolg, wenn diese gemeinsam mit einem anderen Vergehen, zum meist mit „Gottlosigkeit“ begangen wurde. Schroeder bemerkt, daß, da die Loslösung der amerikanischen Kolonien vor dem Ende des Jahrhunderts erfolgte, nicht behauptet werden könne, die Vereinigten Staaten hätten von England Obszönitätsgesetze geerbt.

Nachdem bekanntlich im neunzehnten Jahrhundert der Scheingrund, die „Obszönität“ leiste der Gewalttätigkeit und Gotteslästerung Vorschub, fallen gelassen worden war, hielt sie, zum Gegenstand der Anklage geworden, ihren kühnen Einzug in die Gerichte und fand Aufnahme. Unangefochten — abgesehen von einigen Wenigen, die vergeblich Protest erhoben — schlich sie durch die Literatur und das Leben der viktorianischen Epoche. Viele falsche und lächerliche Beschuldigungen mögen gegen den Viktorianismus erhoben worden sein, doch darüber kann kein Zweifel bestehen, daß er von der Angst vor dem „Obszönen“ behext war. Offen zu Tage liegenden Schmutz mag es oft gegeben haben, das Obszöne hingegen war vom Tageslicht

„Times“ vom 7. Oktober 1930, daß ein junger Mann auf die Polizei gebracht wurde und ihm eine Geldstrafe von 10 Pfund wegen eines Vorfalles auferlegt wurde, der sich zwischen ihm, dem Besucher einer Sonnenbadaanlage, und zwei jungen Damen in einem angrenzenden Freilager, das jedoch kein Sonnenbad war, abspielte. Die jungen Damen hatten im Laufe des Gesprächs erklärt, daß sie das Sonnenbad „nicht anständig“ fänden, worauf der junge Mann das um die Mitte geschlungene Handtuch fallen ließ und erklärte: „Wenn ich nicht anständig bin, so will ich eben unanständig sein.“ Man sollte glauben, daß ein geringschätziger Blick diese Geschmacklosigkeit hinreichend gestraft hätte, und daß eine moderne junge Frau genügend anatomische Kenntnisse besitzt, um nicht durch den Anblick eines unbekleideten Mitmenschen verletzt zu werden. Doch der Polizeirichter, ein gewisser Mr. Robinson, nahm die Sache sehr ernst. „Lassen Sie sich das als Warnung dienen“, sagte Mr. Robinson zu dem jungen Mann. „Sonst könnten Sie bald Bekanntschaft mit dem Gefängnis machen, das der richtige Ort für Leute mit solchen Ansichten ist. Ich will hoffen, daß Sie diese extravaganten Ansichten baldigst aufgeben: Sie werden sie nicht in die Praxis umsetzen können, außer Sie wollen den harten Arm des Gesetzes zu fühlen bekommen.“ Diese „extravaganten Ansichten“, wie sie Mr. Robinson nennt, beginnen sich indes bei den intelligenten Menschen überall durchzusetzen. Bloß zwei Tage vor dieser Äußerung des Polizeigewaltigen erschien in der „Weekend Review“ ein Artikel über „Justice's Justice“ aus der Feder eines gut informierten Anwaltes, worin die Unfähigkeit und Rückständigkeit der englischen Polizeirichter (einige rühmenswerte Ausnahmen werden zugegeben) öffentlich besprochen wird. Es ist überflüssig, mehr darüber zu sagen, da ich in derselben Nummer der „Weekend Review“, wenn auch in anderem Zusammenhang lese, daß „die Protokolle der Robinsons einen erbarmungswürdigen Anblick bieten“. Das ist zweifellos zu weit gegangen; wir dürfen auch nicht die verehrungswürdige Gestalt Robinson Crusoes vergessen, der doch als der typische Engländer geschildert wird.

streng verbannt. Selbst seine Humoristen, ein schwächliches Geschlecht fürwahr, waren prüde. Ja, sogar seine Karikaturenzeichner (Rowlandson, der alle anderen an Genie überragte, starb bereits 1827) zeigten sich, so weit sie nicht vulgär waren, zahm-konventionell, obszön aber waren sie nie. Die Angst vor der Obszönität wurde nachgerade eine Art fixer Idee. Und denkt man zurück, so gab es wirklich nichts, was nicht obszön gewesen wäre. Je weiter das Jahrhundert fortschritt, desto deutlicher wurde es. Denn Obszönität, wie immer man sie definieren mag — und es herrschte nie Übereinstimmung über die Definition — bedeutete gewöhnlich mindestens zweierlei. Einerseits bedeutete sie zweifellos Nacktheit; ob Nacktheit des Ausdrucks oder physische Nacktheit, es war die Entkleidung eines Dinges, das in der Öffentlichkeit gemeinhin bekleidet ist. Darüber gab es keinen Zweifel. Doch es schloß auch etwas ein, das sexuellen Anreiz gibt. Es ist offenbar, daß das wesentlich war. Denn wenn dieses Entkleiden keine sexuellen Regungen auslöste, wie konnte es dann „unmoralisch“ sein? Und warum hätte es verboten sein sollen?

Wir alle wissen, was bei diesem Stand der Dinge geschah. Unvermeidlich, daß viele wissenschaftliche Bücher als „obszön“ angesehen wurden — weil die Wissenschaft notwendigerweise ohne Verschleierung spricht — und folglich unterdrückt wurden; aber auch das Gebiet der Literatur und Kunst wurde zu einem unabsehbaren Tummelplatz, auf dem sich der anti-obszöne Geist ausleben konnte. „Vier Fünftel der größten Romanschriftsteller“, sagt ein Kritiker mit gesundem Menschenverstand, „haben Bücher geschrieben, welche unsere Polizeirichter auf Grund des Cockburn-Urteils notwendigerweise verbieten müßten.“ Von Rabelais bis Joyce wurde eine große Zahl von Meisterwerken der Literatur vor Gericht gezerrt und verboten. Shakespeare war obszön. Selbst die Bibel — einige Jahrhunderte früher von der gesamten Christenheit als heiliges Buch betrachtet — wurde von den Gesetzeshütern des neunzehnten Jahrhunderts, besonders von den amerikanischen, für obszön erklärt, und diejenigen, die Teile daraus veröffentlichten, wurden bestraft. Der nackte Körper wurde ebenfalls für obszön erklärt, und zwar nicht nur der entblößte Körper als solcher (es gab endlose Debatten darüber, wieviel Zoll desselben ohne Gefahr gezeigt werden können), sondern auch seine bildliche Darstellung. Dabei wurden oft Unterschiede gemacht, und während die Rückenansicht erlaubt war, wurde die Vorderansicht

für obszön erklärt; die Bildseite der menschlichen Medaille war also obszön, die Rückseite indifferent.

Während Schröder dem Ursprung des Obszönitätsbegriffes und seinen Wandlungen im Spiegel der Gesetze eifrig nachspürte, haben sich zwei andere Autoren in dem später erschienenen Buch „To the Pure . . .“ eingehend mit seiner weiteren Entwicklung und seiner heutigen Stellung in England und Amerika befaßt. Morris Ernst und William Seagle vertreten in glücklicher Zusammenarbeit sowohl die Jurisprudenz wie die Literatur, und ihr ernstes und dabei lebendig geschriebenes Buch ist wohl die aufschlußreichste und fesselndste gemeinverständliche Darstellung der Frage, die wir derzeit besitzen. Der Titel allerdings, so geeignet er als Etikettierung sein mag, beruht vielleicht auf Voraussetzungen, die wir nicht durchwegs teilen können, denn als Apostel Paulus die berühmten Worte äußerte: „Dem Reinen ist alles rein“, sprach er weder über Literatur, noch über Gemälde oder über Filme, sondern über Dinge, mit denen jene kaum Ähnlichkeit haben. In Büchern und sogenannter Kunst im allgemeinen mag es viele Dinge geben, die vom Reinen mit Recht nicht als rein empfunden werden, wenn schon niemals eine einstimmige Meinung darüber bestehen kann, welche Dinge dies eigentlich sind. Und das ist eines der stärksten und ältesten Argumente gegen die Zensur der „Obszönität“.

Zum Glück haben die Autoren nur zu Etikettierungszwecken diesen Titel für ihr Buch gewählt, das eine kompetente Geschichte der angelsächsischen Zensur von der viktorianischen Epoche bis zum heutigen Tag und gleichzeitig ein zwingendes und einzigartig gemäßigtes Argument für die Befreiung von der Zensur darstellt. Zu oft mußten wir die oberflächliche Behandlung dieses Themas erfahren. Die törichte und extravagante Rhetorik jener, die gegen das „Obszöne“ wetterten, konnte mit der oft nicht weniger törichten, darauf losstürmenden, rücksichtslosen Schärfe der Gegenpartei wetteifern. Es war hohe Zeit, an die Behandlung der Frage in ernster und sachlicher Form zu schreiten, — die es darum nicht weniger ist, weil sie Raum für Witz und Humor läßt.

Ein Buch noch jüngeren Datums — diesmal englischen Ursprunges — ist „Keeping it Dark or the Censor's Handbook“ von Bernhard Causton und G. Gordon Young (1930). Auch hier ist die Erörterung ernst und sachlich und der ganze Gegenstand knapp und doch erschöpfend behandelt. Die Autoren setzen sich für die gänzliche Abschaffung der Obszönitätsgesetze ein, da dies weniger Gefahren und

Schäden in sich schließt als die derzeitigen dunklen und subjektiven Methoden.

Diese Ansicht, so will es scheinen, hat die Tendenz, zur vorherrschenden zu werden, obschon wir nicht behaupten können, daß sie bereits vorherrscht. „Es ist meine feste Überzeugung“, sagt Bertrand Russell, „daß die Frage obszöner Publikationen durch kein wie immer geartetes Gesetz geregelt werden sollte“. Jedes solche Gesetz, bemerkt er, hat unerwünschte Folgen; es kann das Schlechte nicht verbieten, ohne auch das Gute zu verbieten, und bei rationeller sexueller Erziehung verursachen die schlechten Werke wenig Schaden. Noch bezeichnender ist die Meinung jener, die an der Unterdrückung des Obszönen aktiv mitgearbeitet haben. „Eine Menge Gesetze und Verordnungen, die Verbote und Zensuren variierender Grade umfassen, sind erlassen worden“, heißt es im Leitartikel des New Yorker „Journal of Social Hygiene“. „Keines von allen hat seinen Zweck voll erreicht.“¹

Die Beurteilung des „Obszönen“ kann offenbar nur subjektiv sein. Losgelöst vom menschlichen Beobachter kann nichts an sich obszön sein. Dies ergibt sich klar aus der bei Gericht am häufigsten zitierten Definition — sofern eine solche überhaupt gegeben wird —, wonach das Obszöne „sexuelle Begierden anregt oder fördert“.

Eine derartige Definition enthüllt eine nicht vermutete Einfalt oder Unwissenheit seitens der Juristen, die sie formulierten oder akzeptierten. Indem sie dies taten, lieferten sie sich unvorsichtig ihren Gegnern aus. Einmal mag es ja eine Zeit gegeben haben, — wenn sie auch sehr weit zurückliegen muß, — wo die als solche erkannten Reizmittel der sexuellen Begierde so roh und unverkennbar waren, daß es keinen Zweifel über sie geben konnte. Aber diese Zeit ist lang vorbei; sie war längst vorbei, ehe sich die Psychoanalytiker erhoben und, mit Recht oder Unrecht, zeigten, daß wir in einer pansexuellen Welt leben.

Tatsache ist, daß es heute wenig Dinge im Leben und in der Kunst gibt, die dem Empfinden dieser oder jener Menschen nicht als „schlüpfrig“, „ekelhaft“ und „lasziv“ (wie die akzeptierten Synonyma für den Gesetzesausdruck „obszön“ lauten) erscheinen. Das war denjenigen, die den Tatsachen ins Auge blickten und sie richtig erfaßten, seit langem

1) Journal of Social Hygiene, Dezember 1930; und in einem früheren Leitartikel (Juni 1929): „Das Obszönitätsgesetz ist weniger ein Schwert in den Händen der Justiz als ein Bumerang“.

bekannt. Der Anblick ganz gewöhnlicher, natürlicher Dinge und sich ständig wiederholender Vorgänge ruft bei leicht erregbaren Menschen, Männern sowohl wie Frauen, außerordentlich häufig sexuelle Gefühle hervor (man mag sie auch „schlüpfrig“, „ekelhaft“ und „lasziv“ nennen). Auf Personen, die zu erotischem Fetischismus neigen, wie dies viele, wenn nicht die meisten bis zu einem gewissen Grad tun, können alle Arten von Gegenständen, selbst die am wenigsten sexuellen Charakter tragenden, in dieser Weise stimulierend wirken. Überdies sind die Psychoanalytiker bei der Erforschung des Unbewußten zu der Ansicht gekommen, daß die Zahl der sexuellen Assoziationen endlos sein kann. Wollen wir das möglicherweise „Obszöne“ abschaffen, so müssen wir die ganze Welt vernichten.

Ganz Ähnliches gilt natürlich von der Literatur und Kunst. Die Liste berühmter Bücher, die Obszönitätenjäger verboten oder zu verbieten suchten, ist endlos. Einige der bedeutendsten, heute mit Ehrfurcht betrachteten Bücher des neunzehnten Jahrhunderts wurden bei ihrem Erscheinen gerichtlich verfolgt und oft mit Erfolg. Eine Definition des Obszönen, die die Bibel nicht verwirft, scheint es nicht zu geben. Zudem ist erfahrungsgemäß bekannt, daß die Jugend ihr Wissen von sexuellen Dingen — wie Geburt, Masturbation, Geburtenbeschränkung, Vergewaltigung und Perversitäten — hauptsächlich aus dem Born der Bibel schöpft. Dies wurde beispielsweise vor nicht langer Zeit durch eine sorgfältige Untersuchung, welche Dr. Katherine Davis, eine hervorragende Autorität auf dem Gebiet der sozialen Hygiene, mit mehr als tausend unverheirateten, graduierten Frauen anstellte, gezeigt. Dieselben Frauen wurden auch gefragt, was sie sexuell am erregendsten fänden (die Polizei würde es „schlüpfrig“, „ekelhaft“, „lasziv“ nennen). Die meisten antworteten: „den Mann“. Das Problem zeitigt auf diese Weise tragische Folgen, denn wir sehen, daß, soll das „Obszöne“ unterdrückt werden, dies nur durch Ausrottung der einen Hälfte des Menschengeschlechtes geschehen kann. Und wie die Männer, wenn ihnen dieselbe Frage vorgelegt würde, unzweifelhaft mit derselben Majorität antworten würden: „das Weib“, so wäre es auch um die andere Hälfte geschehen. Die Zensoren des „Obszönen“ sind allzu feierlich, um gewahr zu werden, daß sie witzig sind, und zu unklug, um zu wissen, daß der Witz ernste, ja sogar tragische Aspekte hat.

Es ist unmöglich, den Schaden zu ermessen, der der Gesellschaft durch die veralteten Obszönitätsverbote erwachsen ist. Die Verbote

haben bewirkt, daß der Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten und die Erörterung der Bevölkerungsfrage bis zum heutigen Tag aufgeschoben wurden. Die Namen der Übel waren zu „obszön“, um erwähnt zu werden, und so ließ man sie ungehindert fortwuchern oder überließ sie Spezialisten und Juristen, die sie dann in fachwissenschaftlichen Ausdrücken erörterten. Auf einem anderen Gebiet wurden die schweren, von der Psychoanalyse aufgerollten Fragen aus der wissenschaftlichen Sphäre, in die sie gehören, gezerzt, um, entsprechend der Faszination oder dem Abscheu, den das Obszönitätsverbot auslöst, verzerrt und verdreht zu werden. Selbst auf dem Gebiet der Geschichte und Biographie verhinderte das Obszönitätsverbot die genaue Kenntnis von Personen und Ereignissen, während heute, wo dieses Tabu an Geltung verliert, naturgemäß eine Strömung nach dem anderen Extrem mit der Tendenz, nach der entgegengesetzten Richtung zu verzerren, einsetzt, und wir die Bedeutung der Tatsachen, die wir früher nicht sehen durften, vergrößern. Denn es ist nicht der geringste der Schäden, den veraltete Verbote mit sich bringen, daß selbst die unvermeidliche Reaktion, zu der sie führen, schädlich ist.

Unanständige Bücher durch Obszönitätsgesetze zu unterdrücken erscheint so einfach, so unschuldig, so absolut lobenswert. Keiner von uns würde für das, was ihm unanständig dünkt, eine Lanze brechen. Es ist unmöglich, denn das Wort bedeutet, wenn wir seinem Sinn nachforschen, einfach das Ungeziemende. Doch je einfacher und fundamentaler der Begriff der Dezentheit erscheint, desto mehr entzieht er sich den Vorschriften des positiven Gesetzes. Er wird bestimmt durch die Art des Individuums selbst, durch das Empfinden der gesellschaftlichen Klasse, der es angehört, und bemerkenswerterweise durch die jeweilige Mode. Die meisten von uns sind alt genug um zu wissen, daß vor kaum zwanzig Jahren die gesamte heutige weibliche Jugend wegen ihrer Kleidung der Unanständigkeit beschuldigt und zur nächsten Polizeistation gebracht worden wäre. In der Literatur ist die Mode noch schwankender als im Leben aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht durch Massenaktion zustande kommt. Man hat unzählige Beispiele für derartige Schwankungen in bezug auf gesetzlich verbotene Bücher angeführt; desgleichen für Bücher, die in England verboten und in Amerika frei waren oder in Amerika verboten und in England frei waren. „Die ‚Obszönität‘ von heute“, ist einmal gesagt worden, „ist die Schicklichkeit von morgen.“

Das Gesetz fällt der Lächerlichkeit anheim, wenn es sich solcherart

herabwürdigt und den Moden des Tages anpaßt. Es ist unmoralisch, wenn es zum scheinbaren Schutz der Kinder verkehrt wird. Man pflegte „Frauen und Kinder“ eines solchen Schutzes vor den Gefahren des „Obszönen“ für bedürftig zu halten. Heute sind es nur mehr die Kinder, denn die Frauen haben mit Recht darauf bestanden, in dieser Angelegenheit mit den Männern und nicht mit den Kindern gleichgestellt zu werden. Das Problem des Kindes ist geblieben. Es sollte doch klar sein, daß wir kein Recht haben, Kinder durch Gesetze zu schützen, die auch für Erwachsene Geltung haben und auf diese Weise (manchmal mit allzuviel Erfolg) Erwachsene zu Kindern zu machen suchen. An den Eltern und Lehrern ist es, das kann nicht oft genug wiederholt werden, die Kinder zu schützen und sie vor allem dadurch zu schützen, daß man sie lehrt, sich selbst zu schützen. Und das ist nur dann möglich, wenn man vor den Gefahren nicht flieht, sondern ihnen mutig entgegentritt. Gleichwohl muß zugegeben werden (wie dies Ernst und Seagle tun), daß „das Aufsichtsrecht, um das sich Elternschaft und Staat streiten, gewissermaßen in einer Dämmerzone liegt“.

Im Bereich der Wirtschaft wird mit Recht behauptet, daß die das Kind schädigenden Kräfte durch entsprechende gesetzliche Regelung der langen Arbeitszeit und anderer Härten eingeschränkt werden müssen. Das Kind jedoch durch Gesetze gegen das „Obszöne“ zu schützen, ist nicht nur schwieriger und gefährlicher, es ist auch weniger nötig. Für das gesunde Kind hat die Pornographie, mit der es gelegentlich in Berührung kommt, keine Bedeutung und keine Anziehungskraft; die Reaktion ist die der Gleichgültigkeit, wenn nicht des Ekels. Wenn heute Schäden verursacht werden, so entstehen sie wahrscheinlich weniger durch die Pornographie als durch die grob übertreibenden Lasterfilme, die von tugendhaften Propagandisten der sozialen Hygiene gebracht werden und geeignet sind, dem jungfräulichen Gemüt einen peinlichen Stoß zu versetzen, so wie die zarte Haut des Säuglings durch das warme Bad, das für den Erwachsenen anregend und zuträglich ist, geschädigt wird. Es gibt im Leben eine Menge nicht zensurierter Dinge, die für die Jugend weit schädigender sind als das „Obszöne“. Ernst und Seagle haben, wenn auch nur versuchsweise und selbst zweifelnd, ein „Minderjährigen-Pornographiegesetz“ vorgeschlagen, denn, fügen sie hinzu, die Erziehung durch Schule und Haus wird sich als bessere Lösung erweisen. Man muß den Eltern und Lehrern die Fähigkeit zutrauen, dem Kind zu helfen,

sich selbst durch diese Gefahren hindurchzuarbeiten, ohne daß dabei die Freiheit der Erwachsenen beeinträchtigt wird. Heute wird dies von Eltern und Lehrerschaft gleichermaßen, wenn auch nicht immer in Übereinstimmung mit der Wissenschaft, anerkannt.

Eine neue Einschätzung des Obszönen ist weit entfernt von einer Rechtfertigung jener Dinge, die vernünftige Menschen häßlich und widerwärtig finden. Sie bedeutet jedoch eine andere Einstellung gegenüber ihrer Unterdrückung in der Praxis. Wir kennen die Resultate der ehemals herrschenden Einstellung. Wir alle waren ihre Opfer. Eine Prämie stand auf alles Häßliche und Wertlose. Erst das Gesetz macht die Pornographie zu einem guten Geschäft. In England war es ein einfacher Innenminister, der es für seine Pflicht erklärte, die Jugend vor den schweren Gefahren, die sie auf Ansichtskarten, in Büchern und in Kinos bedrohen, zu schützen. Überflüssig zu sagen, daß die heutige Jugend nicht gesonnen ist, sich vor diesen Gefahren, die jederzeit mit einem kleinen Aufwand von Geld und Mühe in Reichweite rücken, schützen zu lassen. Zweifellos erregen solche Dinge häufig eine gewisse Neugier, die bei Fehlen von Verboten nur Gleichgültigkeit oder Ekel hervorgerufen hätten. Der Beweggrund, sie zu erzeugen, würde dann bald wegfallen. Gegenwärtig ist dank der auf sie gesetzten Prämie die Produktion von obszönen Ansichtskarten und ähnlichen Dingen so groß, daß selbst die Zahl der von der Polizei beschlagnahmten sich bald auf Millionen beläuft.

Jeder von uns ist wohl einmal gereizt worden, sich diese Dinge in der Nähe zu besehen, einfach weil sie verboten waren. Ich persönlich erinnere mich, wie mich vor langer Zeit ein verstohlen um sich blickendes, schäbig gekleidetes Individuum in einer stillen Gasse in Sevilla auf die Seite zog und unter seinem langen Rock ein Büchlein mit farbigen Illustrationen hervorzog, und wie mich die Neugier veranlaßte, dieses Büchlein für ein paar Pesetas zu erstehen. Ich fand es geradezu rührend derb und widerlich und vernichtete es; meine Neugier war ein für allemal befriedigt. Derartige Publikationen haben nichts zu tun mit Kunst oder Wissenschaft, die alles, was in ihr Bereich kommt, veredeln, sofern sie einer „Veredelung“ zufällig bedürfen.¹

1) Die Bibliotheca Germanorum erotica et curiosa (1912—1914) von Hayn und Gotendorf zeigt den Umfang, die Entwicklung und die nationale Verschiedenheit der sogenannten „pornographischen“ Literatur. Aus dieser gelehrten Bibliographie geht hervor, daß eine große Zahl der Publikationen Übersetzungen aus dem Französischen

Wir dürfen uns keineswegs mit dem Glauben beruhigen, daß diese Frage bereits gelöst ist. Noch immer ruht die tote Hand des neunzehnten Jahrhunderts auf uns, selbst auf jenen, die sich einbilden, die Avantgarde des Fortschritts zu bilden. Wir sehen das an der 1929 erschienenen Broschüre über Pornographie und Obszönität, die D. H. Lawrence, der selbst mehr als einmal die „Obszönitätszensur“ zu spüren bekam, kurz vor seinem Tod veröffentlichte. Dennoch unterlaufen ihm merkwürdige Begriffsverwirrungen, und er ruft selbst nach einer „Zensur der echten Pornographie“. Aber die Zensur, die er vorschlägt, würde wahrscheinlich ärger sein als die, über die er Klage führt, und wäre sicher noch schwerer zu handhaben. Lawrence hat sich eine persönliche, eigenartige Definition der Pornographie zu-rechtgelegt, derzufolge das „Decamerone“ als für Alt und Jung gleichermaßen geeignet freizugeben wäre, — eine Auffassung, der wir eventuell zustimmen könnten, — „Jane Eyre“ und „Tristan“ jedoch in gefährliche Nähe des Verbotes rücken würde, indes er den Beweis für den pornographischen Charakter (stark abweichend von der ursprünglichen Bedeutung des Wortes) anscheinend in der Tendenz erblickt, Masturbation an Stelle des normalen geschlechtlichen Verkehrs zu fördern. Wie Lawrence annehmen konnte, daß Charlotte Brontës Roman eher zur Masturbation verleiten könnte als „Lady Chatterley und ihr Liebhaber“ (immer in der Voraussetzung, daß beide dazu geeignet sind) oder wie er vorschlagen konnte, Wagner zu verbieten, bleibt dunkel. Er erkennt, daß es die Heimlichkeit ist, die die Schäden verursacht, und dennoch will er einen Großteil der Kunst unterdrücken und geheimhalten! Etwas Verworreneres ist nicht vorstellbar.

Gleichzeitig mit Lawrences Broschüre und in derselben Serie erschien eine Flugschrift von Viscount Brentford, betitelt „Do we need a Censor?“. Als Lord Brentford noch Sir W. Joynson-Hicks und Innenminister war, tat er sich durch eine Anzahl Entscheidungen betreffend die Verfolgung und Unterdrückung von „Obszönitäten“ hervor, die bei allen, die für Freiheit der Kunst und Literatur waren, große und allgemeine Entrüstung auslösten. So nahm ich seine Bro-

sind. Man kann Aufstiegs- und Abstiegskurven dieser Literatur verfolgen; in den Jahren 1815 und 1870 gedieh sie — zusammen mit einer entgegengesetzt orientierten Literatur, die sowohl Ursache wie Folgeerscheinung sein kann — mehr als heute, da die Unterhaltungsliteratur gegenwärtig mehr Freiheiten genießt. In England war es vor allem die flagellantistische und masochistische Literatur, die in Blüte stand.

schüre zur Hand und erwartete, die Haltung, die er in den Tagen seiner Ministerschaft eingenommen hatte, bestätigt zu finden¹. Indes war die Schlußfolgerung, zu der er gelangte, ganz meine eigene. Ob die Erfahrung ihn Klugheit gelehrt hatte, oder ob die hehren Höhen des Oberhauses es vermocht hatten, ihn die Dinge klarer sehen zu lassen, weiß ich nicht. Aber wenn er in der Broschüre auch einige bedenkliche Auffassungen vertritt — und noch immer glaubt, daß eine so umstrittene Sache wie die Moral in den Bereich des Gesetzes gebracht werden könne, — so kommt er doch zu dem Schluß, daß dies eine Angelegenheit ist, die das „Herz“ angehe, und daß wir uns einer Zeit nähern, in der Verfolgungen überholt sein werden. „Bei zunehmender Bildung“, so endet er (und fügt wie ein guter Geistlicher hinzu „bei Ausbreitung der Religion“) „wird das Volk selbst lernen, alle Formen des Häßlichen im Benehmen, Kunst und Literatur zurückzuweisen. Wenn die Menschen einmal gelernt haben, alle diese Formen der Unanständigkeit in Gedanken, Worten und Taten nicht bloß zu übersehen, sondern auch zu verachten, dann wird der Tag gekommen sein, wo die Zensur überflüssig sein wird, wo es keine Verfolgungen mehr wegen Übertretung des Gesetzes geben wird und wo „die vom Parlament angenommenen Gesetze wertlosen Urkunden gleichen werden“. Tatsächlich geht hier Lord Brentford mit dem Eifer des Neubekehrten weiter, als wir billigerweise erwarten können. Es wird nie eine Zeit geben, wo die ganze Bevölkerung seinem Ideal entsprechen wird, und das brauchen wir auch gar nicht zu wünschen. Was wir aber wohl erwarten können ist, daß mit der Ausbreitung des Wissens — vor allem des Wissens auf sexuellem Gebiet — und der Zunahme des guten Geschmacks, der gegenwärtig allzusehr Besitz einer kleinen, wenn auch stetig wachsenden Klasse ist, die von Lord Brentford beklagten Übel ohne wesentliche Bedeutung sein werden.

Das, was Lord Brentford jedoch übersah, als er Minister war und was er offenbar auch als Pair übersieht, ist, daß sein Ideal niemals durch ein System der Unterdrückung und Verbote erreicht werden kann. „Ohne Heimlichkeit“, sagt Lawrence richtig, „kann es keine Pornographie geben“. So lange es Heimlichkeit geben wird, wird es auch Pornographie geben, denn sie hat eine rechtmäßige, natürliche Grundlage; allein die vulgäre, ekelhafte und dumme Form des Obszönen, Pornographie genannt — Kunst und Literatur als Bordell-

1) „The Censorship of Books“, Nineteenth Century and After, April 1929.

ersatz und von der gleichen, gemeinen Wesensart — ist nicht in der Natur begründet, sondern in einer künstlichen Heimlichkeit. Darum läuft dieses bei uns noch immer herrschende Unterdrückungssystem, wie Causton und Young treffend bemerken, darauf hinaus, „die Welt der Pornographie zu erhalten.“

Hinsichtlich dieses Punktes finde ich einen zweiten Bundesgenossen im Oberhaus, einen, dessen Ansicht gesünder und gemäßigter klingt, und der eine größere Autorität besitzt: es ist kein Geringerer als der Erzbischof von Canterbury. Er spricht sich gegen Zensur und Verbote auf diesem Gebiete aus. Er könne sich keine Form der Zensur vorstellen, erklärte er („The Times“, 29. Mai 1930), die erträglich wäre. „Auf diesem Gebiet muß jedes Verbot zwangsläufig seine eigenen Ziele zunichte machen. Es gibt nur einen Weg, die Verbreitung schlechter Literatur zu verhindern und das ist die gute zu fördern. So würde man mehr erreichen als durch ein Wiederaufleben der moralischen Pressezensur.“ Wenn Erzbischöfe solch gesunde und vernünftige Lehren verkünden, dann wird es für mich allmählich Zeit, zu schweigen.

Denn die Wahrheit ist, — es kann nicht oft genug wiederholt werden, — daß jene Kunst und Literatur, die als „obszön“ wirklich zu beanstanden ist, bei normalen, gesunden Menschen kaum Interesse finden dürfte, es sei denn, sie wäre von Heimlichkeit und Verboten umgeben. Der Markt für die Pornographie wird künstlich geschaffen. Um diese Tatsache gruppiert sich die Situation. Kein Mensch würde ein Buch lesen, weil es vom Innenminister empfohlen wird; hingegen wird sich ein großes Publikum finden, das ein Buch liest, weil er es verwirft. Er und die ihm untergeordneten Organe sind verantwortlich nicht bloß für die Reklame, die sie für das eigentlich „Schmutzige“ machen, indem sie ihm den Reiz des Verbotenen leihen, sondern sie sind dadurch, daß sie eine Nachfrage erzeugen, direkt verantwortlich für die Schaffung des „Schmutzes“, welcher die Nachfrage befriedigt. Diese Tatsache müssen wir uns stets vorhalten, so weit es sich um die derbsten und anstößigsten Erzeugnisse handelt. Es ist der Punkt, um den sich die ganze Frage des Obszönen und der Zensur letzten Endes dreht. Für gesund veranlagte und erzogene Menschen ist das Obszöne kein Problem. Eine Gesetzgebung ist nicht notwendig, wenn die unheilvollen Verbote abgeschafft sind. Wenn wir richtig erzogene Kinder haben werden — wozu wir vor allem richtige Eltern brauchen — Kinder, die von früher Jugend an allmählich mit

den Grundtatsachen des Lebens vertraut gemacht wurden, dann wird es dem perversen Eifer von Innenministern und öffentlichen Anklägern nicht mehr gelingen, einen Markt für die Pornographie zu schaffen.

Es ist die Angst, — eine Art Angstkomplex, — der jene beherrscht, die mit den Waffen der Heimlichkeit und der Unterdrückung gegen eine Sache ankämpfen, bei der Heimlichkeit und Verbote offensichtlich wider die Natur verstoßen und darum Ergebnisse zeitigen müssen, die schlimmer als wirkungslos sind. Angst ist zweifellos ein wertvoller Teil der Ausrüstung, die der Mensch von den höheren Affen, von denen er abstammt, erbte. Ihre besondere Lebensweise, das Fehlen starker Waffen zur Verteidigung und die Unfähigkeit der schnellen Fortbewegung machen ein besonderes Maß von Furchtsamkeit, Vorsicht und Scheu notwendig. Der Mensch hat viele Schutzwälle gegen die ererbten Gefahren, denen er derart ausgesetzt ist, errichtet und hat innerhalb und selbst außerhalb dieser Wälle einen bis dahin unbekannten Mut an den Tag gelegt, einen Mut, den seine bescheidenen Verwandten aus der Affenwelt vermissen lassen. Aber die alte Angstbereitschaft sitzt noch zu tief, um nicht, manchmal mit gutem Grund, in einer epidemieartigen Panik zum Vorschein zu kommen.

Eine solche Europa einst beherrschende epidemieartige Panik war diejenige, die das Hexenwesen verursachte. Drei Jahrhunderte lang war Europa von einer seltsam-tragischen, zu endlosen Schreckenstaten führenden Hexenangst besessen. Bis zu einem gewissen Grad ist der Hexenglaube über die ganze Welt verbreitet. Aber sogar bei den Wilden wird er selten zu einer alles bedrohenden, fixen Idee. Er war es auch nicht in Europa bis weit ins dreizehnte Jahrhundert, und die Kirche, welche ja in Fragen des Dämonenglaubens vor allem ein Wort zu reden hat, stand ihm ungläubig und verhältnismäßig duldsam gegenüber. Beispielsweise verbot in der Mitte jenes Jahrhunderts der herrschende Papst der Inquisition die Verfolgung der sogenannten Hexen. Im folgenden Jahrhundert vollzog sich der Umschwung, und zu Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts wurden nach Erlassung einer päpstlichen Bulle die Schauergeschichten über das Treiben der Hexen in allen Kreisen der Gesellschaft frei verbreitet. In dem berühmten „Hexenhammer“ (*Malleus Maleficarum*), der gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in Köln erschien, wurde die ganze Theorie der Hexerei in ein System gebracht und mit Kommentaren versehen. Damit war, wie oben erwähnt, der Weg frei für eine Tragödie, die sich

in den nächsten zwei Jahrhunderten in allen christlichen Ländern in ähnlichen Formen abspielen sollte. Der Begriff wurde von Theologen und Juristen formuliert und die Opfer wurden so lange gequält, bis sie „Geständnisse“ ablegten, die den Gedankengängen der Richter entsprachen.¹ Aufgeklärte Menschen erkannten mehr oder weniger klar, wie die merkwürdigen Erscheinungen zustande kamen, doch selbst im achtzehnten Jahrhundert und später wurde die Hexerei mitunter als ernste Angelegenheit betrachtet.

Als die Hexenangst im achtzehnten Jahrhundert abflaute, trat an ihre Stelle eine andere — merkwürdigerweise in ähnlichen verdrehten religiösen Begriffen wurzelnde — fixe Idee: die Obszönitäten-Angst. Scheinbar brauchte das aus früheren Entwicklungsphasen stammende Angstbedürfnis Nahrung, und als das Hexenwesen seine Schrecken verlor, wurde die teuflische Bosheit der „Obszönität“ an ihre Stelle gesetzt. Der Hexen-Entdecker bildet das würdige Gegenstück zu dem heutigen Obszönitäten-Schnüffler. Das Hexenwesen verdankte seinen verderblichen Einfluß dem düsteren Heiligenschein, der es umgab, genau so wie das Blendwerk, mit dem wir das Obszöne umgeben, ihm einen Einfluß verleiht, den es sonst nicht besitzen könnte. Wie das Obszöne bestand auch die Hexerei nicht immer bloß in der Einbildung des Hexen-Entdeckers. Aber so weit sie tatsächlich vorhanden war, konnte sie durch Tauchselbst und Gerichte nicht berührt werden. Unter humaneren und zivilisierteren Einflüssen wurde sie unschädlich.

Gerade zur Zeit, als die Entwicklung der Wissenschaft und Zivilisation zur richtigen Einschätzung des Hexenwesens führte, erreichte die Roheit der Hexenverfolgungen ihren Höhepunkt. Dasselbe kann man heute vom Obszönen sagen. Die alten Tabus auf sexuellem Gebiet verschwinden allmählich. Wir beginnen den Tatsachen des Sexus mit einem Verständnis und einer Offenheit ins Auge zu sehen, die noch vor einem Vierteljahrhundert unmöglich gewesen wären. Und diese neue Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit ist es, die den Verfolgungsfanatismus der Abkömmlinge der Hexensucher herausfordert. Doch es ist müßig, von Zivilisation zu sprechen, ehe nicht das „Obszöne“ den Weg der Hexerei gegangen ist.

Auf die große Ähnlichkeit zwischen der späteren Obszönitätsmanie und der früheren Hexenmanie hat Theodor Schroeder in seinem

1) Garçon and Vinchon, „The Devil“, An Historical, Critical and Medical Study. Translated from the French, London 1929.

1911 erschienenen „Obscene Literature and Constitutional Law“ wohl als erster hingewiesen. Seither ist die Beobachtung oft gemacht worden. Schroeder leugnet das Vorhandensein einer objektiven Realität sowohl in der Hexerei wie beim Obszönen. Wie wir sahen, ist es gar nicht nötig, so weit zu gehen. Der Hexerei haftet häufig ein natürliches, mehr oder weniger krankhaftes Element an, und es ist völlig gerechtfertigt, das Obszöne als das gemeinhin Verborgene hinzustellen. Unnatürlich und nicht gerechtfertigt ist in beiden Fällen die Entwicklung des Aberglaubens und der Verfolgungstendenz zur Manie hin, sowie die Tendenz, sie künstlich zur Gotteslästerung und illegalen Handlung zu stempeln, die vor das Tribunal gezerzt und der Bestrafung zugeführt wird. Wenn dieser Wahnsinn aufhören wird in pervers begabten Köpfen zu spuken, dann wird man erkennen, daß Hexerei und Obszönität, selbst wenn sie eine objektive Realität besitzen, ihren richtigen Platz außerhalb der Gerichte haben.

Man beginnt das heute einzusehen. Der legale Ausdruck des „Obszönen“ ist auf derart schwindlige Höhen der Absurdität geführt worden, daß er in Lächerlichkeit abzustürzen beginnt. Ein neues Wissen um die Vorteile des Sonnenlichtes, gepaart mit neuen Moden der Kleidung und neuen Begriffen von weiblicher Schicklichkeit, haben unsere Auffassung vom menschlichen Körper geändert, während die Greuel des Weltkrieges, des wichtigsten Ereignisses an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts, die in Wort und Tat geübte Prüderie des viktorianischen Salons geradezu komisch erscheinen lassen. Die junge Generation des achtzehnten Jahrhunderts war durch die neue Philosophie zu sehr aufgeklärt worden, um die Hexerei zu fürchten. Die junge Generation unseres Jahrhunderts ist sexuell viel zu aufgeklärt, um das Obszöne zu fürchten. Dennoch ist diese Episode in der Geistesgeschichte unserer Rasse, wenn sie auch kürzer als die der Hexerei ist, ernst genug, denn sie hat die Freiheit der Kunst verkümmern lassen und die edelsten Einzel- und Kollektivleistungen in Wort und Tat gehemmt. Noch sind ihre Tage nicht ganz vorbei. Der Endsieg des menschlichen Geistes muß noch ausgekämpft werden. Die Entscheidung liegt in unseren Händen.

Volentem ducunt fata, nolentem trahunt

Von

Hanns Sachs

Den Unsicherheiten, aus denen sich die menschliche Existenz zusammensetzt, steht eine merkwürdige Sorte von Gewißheiten gegenüber. Dieselben Erlebnisformen, Abläufe und Kombinationen von Gefühlsbindungen wollen von einem Menschen immer wieder erlebt werden, sie wiederholen sich mit Benützung verschiedensten Erlebnismaterials von der Kindheit an, ohne je ihre charakteristischen Formen zu verlieren. Die Möglichkeiten, die der Trieb seinem Träger gibt, verengen und vermindern sich schnell, und wenn sich der Strom einmal in ein bestimmtes Bett ergossen hat, so ist ihm sein weiterer Lauf vorgezeichnet.

Daß aus diesen Grundthemen der individuellen Existenz die Träume, Phantasien, Kunstwerke und Wahnbildungen geformt werden, ist ohne weiteres zu verstehen. Verwunderlicher schon, daß die starre Realität, die sich doch nicht so leicht umkneten läßt, trotzdem soviel Freiheit des Wiedererlebens für den einzelnen, oder eigentlich für das Unbewußte des einzelnen übrigläßt. Der Analytiker erfährt von solchen Wiederholungsreihen so regelmäßig, daß er sie schließlich als etwas Selbstverständliches hinnimmt. Auffallend und rätselhaft bleiben auch für ihn die Fälle — in „Jenseits des Lustprinzips“ hat Freud von ihnen gesprochen — in denen die formgebende Aktivität sicherlich nicht, oder wenigstens nicht in entscheidendem Maße vom Unbewußten des betreffenden Menschen ausging, sondern von den äußeren Umständen, der objektiven Realität, die von außen her das erzwang, was von innen präformiert war. Zwei der sonderbarsten Fälle dieser Art sollen hier mitgeteilt werden, wobei ich mich ebenso davon enthalte, sie als „Zufälle“ abzutun, wie eine Einreihung in einen faßbaren Zusammenhang zu versuchen.

*

Vor mehreren Jahren suchte mich ein ausländischer Arzt auf, um sich über einige Punkte der psychoanalytischen Theorie zu informieren. Im Laufe unserer Besprechungen stellte es sich heraus, daß sein Inter-

esse an der Psychoanalyse nicht bloß theoretisch war, sondern mit einer persönlichen Bedrängnis zusammenhing. Diese bestand aber ausnahmsweise nicht in den Leiden oder Einschränkungen, die durch eine Neurose verursacht werden, sondern in einer Verliebtheit, von der er sich vergeblich zu befreien suchte. Der ernste und schon im Beginn des Alterns stehende Mann fühlte sich mit unwiderstehlicher Gewalt an eine junge Frau gefesselt, die ihrerseits seine Liebe mit Zärtlichkeit und der vollen Hingabe erwidert hatte. Trotzdem fühlte er sich tief unglücklich, denn er wünschte mit ganzem Herzen, die Geliebte zu seiner Frau zu machen, und wurde daran durch seine Moralbegriffe gehindert, die ihm verboten, eine Frau zu nehmen, die auf die Forderung nach sexueller Reinheit keinen Wert gelegt hatte und auch nicht gewillt schien, sich in Zukunft seinem Keuschheitsideal anzupassen.

Vor diesem Konflikt, der übrigens nicht durch Vorurteil oder Pharisäertum hervorgerufen wurde, sondern durch den Anprall einer späten und umso heftigeren Leidenschaft gegen die Grundprinzipien seines bisherigen Lebens, war er geflohen, ohne sich aber innerlich losreißen zu können. Er stand mit der Geliebten noch in Korrespondenz, und jeder Brief, in dem sie ihn zurückrief, erneuerte den Zwiespalt. Die Analyse sollte versuchen, ihn zu befreien, indem sie der einen oder anderen Seite zum endgültigen Siege verhalf. Es stellte sich bald heraus, daß die Analyse, oder doch zumindest meine Kunst, dazu nicht imstande war. Bei allem guten Willen war doch sein Augenmerk ständig darauf gerichtet, sein Ich gegen alle Triebansprüche zu verteidigen, die Wachsamkeit nicht einen Augenblick aufzugeben — wahrscheinlich aus der Angst heraus, daß eine Überwältigung, wenn auch nur auf die Dauer der analytischen Situation, nicht mehr rückgängig gemacht werden könnte. Andererseits wollte er das Gefühl, in dem sein, im übrigen entsagungsreiches und gefühlsarmes Leben gipfelte, nicht preisgeben. Meine Mitteilung, daß ich die — natürlich nur versuchsweise unternommene — Analyse nicht fortsetzen wolle, nahm er mit Verständnis, vielleicht sogar mit Erleichterung auf. Was ich im folgenden im Zusammenhang erzähle, habe ich während jener wenigen Stunden in ungeordneten Bruchstücken erfahren. Noch während meiner Arbeit übersah ich den Zusammenhang und machte den Analysanden auf die, meiner Meinung nach, höchst ungewöhnliche Verkettung von

Umständen aufmerksam, ohne dadurch bei ihm selbst ein stärkeres Interesse oder gar eine gefühlsbetonte Reaktion hervorzurufen.

Er war in Osteuropa zur Welt gekommen, als jüngster Sohn eines hochberühmten Rabbi, der von der Gemeinde der Vaterstadt und von den Schülern, die gekommen waren, um zu seinen Füßen zu sitzen, wie ein höheres Wesen verehrt und angebetet wurde. Der Vater hatte, schon in vorgerückten Jahren, zum zweitenmal geheiratet und war für diesen Jüngsten ein Fernstehender, dem er sich niemals kindlich vertraut fühlte. Von der Mutter, die er noch vor dem Ende seiner Kindheit verlor, erinnerte er nur, daß sie immer traurig war. Der Kleine zeigte schon im frühen Alter Begabung für das Talmudstudium, man verhiess ihm allgemein, daß er, der Sohn des großen Rabbi, gleich seinem Vater ein gepriesener und verehrter Lehrer, der Ruhm des gesetzestreuen Israel werden würde. Seltsamerweise lockte ihn diese Aussicht, die doch innerhalb seines damaligen Horizontes das höchste erreichbare Ziel darstellte, ganz und gar nicht. Er sehnte sich nach dem verbotenen Wissen des Westens und verließ, noch als Knabe, bei erster sich bietender Gelegenheit die Heimat, um in die neue Welt auszuwandern. Gleich nach der Ankunft dort erkrankte er schwer, mußte Wochen und Monate im Spital liegen. Von dort entlassen, noch durch die Krankheit geschwächt, mittellos und der Landessprache nicht mächtig, dachte er doch nur an seinen einzigen heißen Wunsch: zu lernen, sich Wissen und Bildung zu erwerben. Er erreichte es, daß er in einer Schule angestellt wurde, allerdings zunächst nur für die niedrigsten Dienstleistungen, wie Reinemachen, Einheizen und dergl. Statt eines Lohnes bedang er sich die Erlaubnis aus, an einigen Unterrichtsstunden teilzunehmen. So arbeitete er sich unter unsäglichen Mühen und Entbehrungen durch bis zur Universität, wo er sich auch neben dem Studium durch eigene Arbeit erhalten mußte. Als er den akademischen Grad erreicht hatte, fand er, daß ihn die erwählte Wissenschaft — es war die Philosophie — nicht voll befriedige. Er begann die dornenvolle Bahn noch einmal von vorne und studierte Medizin; so wurde er ein angesehener und beschäftigter Arzt, aber ohne große innere Befriedigung, ohne in Liebe, Ehe und Familie Glück zu finden. Als nach Beendigung des Krieges seine neue Heimat ein großartiges Hilfswerk für die durch Krieg und Hunger verwüsteten Länder ausrüstete, stellte er sich diesem

zur Verfügung. Er wurde zuerst nach dem Orient geschickt, wo er mehr als ein Jahr lang tätig war, dann — ohne jedes Zutun seinerseits, wie er mir mit zuverlässiger Aufrichtigkeit versicherte — nach Osteuropa. So kam er auch in seine Geburtsstadt, wo er, der ausgesandt worden war, um mit seinen Untergebenen den Hunger und die Seuchen zu bekämpfen, mit allen denkbaren Ehrenbezeugungen empfangen wurde. Er traf seinen Vater noch lebend, im höchsten Alter an. Ihn rührte weder das Wiedersehen mit der längst fremdgewordenen Stadt, noch mit dem Vater, mit dem er nie vertraut gewesen war. Daß sich unter der gleichmütigen Oberfläche seines Bewußtseins doch starke Affekte verbargen, geht aus zwei Tatsachen hervor, die er als nebensächlich nur gelegentlich erwähnte, deren Bedeutung und innerer Zusammenhang für den Analytiker ohneweiteres klar ist. Die eine war, daß er zu seiner eigenen Verwunderung auf dem Friedhof, den er längst vergessen zu haben meinte, das Grab seiner Mutter ohne Fragen und ohne Zögern fand, die andere, daß er, der soviel Länder und Städte durchwandert hatte, die Geliebte, von der er sich nicht losreißen konnte, eben in dieser seiner Heimats-Stadt und an dem Tage, wo er an dem Grab seiner Mutter gewesen war, kennen lernte.

Das bisher Erzählte enthält nur einen Ausschnitt aus uns wohl-bekanntem Material: die Erklärung der Bindung an ein Liebesobjekt als an die wiederauferstandene Mutter mit den, vom Unbewußten her ausgehenden, daran geknüpften Konflikten — eine Erklärung, die in dem vorliegenden Fall unvollständig bleiben mußte und keinerlei praktische Wirkung hatte. Außergewöhnlich wird das Ganze erst durch eine weitere Mitteilung, die mir von dem Analysanden an ganz anderer Stelle und ohne jeden Zusammenhang mit seinem eigenen Leben gemacht wurde. Er berichtete mir, das Einzige, was er von dem Privatleben seines Vaters wisse, sei eine Geschichte, die er schon in früher Kindheit, er wisse nicht von wem, über seinen Vater gehört hatte. Diese lautete so, daß der große Rabbi als junger Mann sich habe aus dem Ghetto freimachen wollen. Er habe sich mit einem Freund verabredet, daß sie miteinander eine östliche deutsche Universität aufsuchen und dort studieren wollten. Als die verabredete Zeit herankam, sei er schwer erkrankt und habe zurückbleiben müssen — so sei er durch Gottes Behütung der fromme und weise Rabbi geworden. Der Freund,

der den gemeinsamen Plan allein ausgeführt hatte, wurde dem Knaben gezeigt: es war der Arzt des Städtchens, der einzige Jude, der als „Deutsch“ gekleidet war, d. h. keinen Kaftan trug, übrigens auch ein geehrter, ausgezeichnete Mann, freilich in ganz anderer Art als der Rabbi.

Dieser Bericht erklärt die sonst unverständliche Tatsache, warum der Knabe die Väterweisheit verschmähte und die Gefahren und Entbehrungen der Auswanderung der gesicherten Laufbahn vorzog: er wollte den Vater übertreffen und ihm „ausweichen“ — ihn überragen, ohne ihn zu beseitigen, und dazu bot sich die Identifizierung mit dem Freund des Vaters, der erreicht hatte, was diesem versagt geblieben war, als der beste Ausweg. Daß dies unbewußt vor sich ging und daß er auch später nur die Rationalisierungen, die bewußtseinsfähigen Vordergründe seines Handelns kannte, nicht die eigentlichen Motive, wird uns nicht weiter wundern. Ebenso wenig, daß er — mit dem charakteristischen Umweg über die Philosophie und dem damit verbundenen Mehr-Aufwand an Arbeit und Entbehrungen schließlich Arzt wurde. Weniger gut erklärbar ist, daß er das Einleben in die Geschichte des Vaters so weit trieb, gleich nach der Auswanderung das zu durchleben, was dem Vater die Auswanderung unmöglich gemacht hatte, eine Krankheit. Und wenn man sich hier mit der etwas unbestimmten Erklärung des Zusammenwirkens von organischen und unbewußt-psychischen Faktoren zufrieden geben will, so bleibt doch das größte Rätsel noch ungelöst.

Alles in diesem Leben ist — von der Seite der leitenden unbewußten Identifizierung her — auf einen großen Moment hingezielt, auf den Einzug in die Heimatsstadt als Arzt, als der aus der Fremde kommende Retter und Erlöser. Daß dieses Erlebnis bewußt als etwas Gleichgültiges hingenommen wurde, braucht uns nicht irre zu machen, sehen wir doch seine Bedeutung daran, daß die Geschichte von der vereitelten ärztlichen Laufbahn des Vaters und die Erinnerung an das Grab der Mutter die einzigen Überreste der Kindheit blieben, deren stärkste Affekte sie gewissermaßen repräsentieren. In der Liebe zu jenem Mädchen haben die unterdrückten und verdrängten Affekte, wenn auch in veränderter Form, ihre Auferstehung gefeiert und die Gleichgültigkeit gründlichst durchbrochen. Unbegreiflich aber bleibt es, daß sich kein Wink dafür ergab, daß diese Heimkehr das Werk seines Unbewuß-

ten war; ich war selbstverständlich bemüht, das Material in dieser Richtung gewissenhaft zu durchforschen, aber es ergab sich kein Anhaltspunkt dafür, und ich mußte mich entschließen zu glauben, daß es das blinde Schicksal war, das diesen Menschen dorthin brachte, wohin sein Unbewußtes das ganze Leben hindurch vergeblich gezielt hatte.

*

Bei dem zweiten Fall handelt es sich ganz zweifellos um einen Eingriff des Schicksals, denn hier wurde eine vollständige Analyse durchgeführt, die es gestattete, die unbewußten Anteile mit Sicherheit auszusondern.

Die Eltern meines Analysanden hatten sich kurz nach der Geburt des Kindes voneinander getrennt, der Vater hatte eine Weltreise angetreten, die Mutter gab das Kind, das der Alleinstehenden lästig zu werden drohte, in ein Dorf zur Pflege. Dort wuchs der Knabe die ersten vier Jahre auf, bei einem ältlichen Mädchen, das aber trotzdem nichts Altjüngferliches an sich hatte, sondern das Kind liebevoll, dabei ohne überhitzte Zärtlichkeit, einfach und natürlich, wie es der ländlichen Umgebung entsprach, großzog. Diese Zeit war die ruhigste und glücklichste seines Lebens, sie endete, als die Eltern sich wieder versöhnt hatten und das Kind zu sich nahmen. Schon der Eintritt in die neue Welt brachte ein schweres Trauma: die Mutter entdeckte einen leichten körperlichen Defekt des Sohnes und brachte ihn in die Stadt, wo das ahnungslose Kind durch einen sehr schmerzhaften Eingriff in Schrecken versetzt wurde. In der Analyse trat an dieser Stelle immer die Erinnerung an das (viel später gelesene) Märchen von Andersen „Die Schneekönigin“ auf, und wir fanden zuletzt, daß die Mutter, die im Mantel und Schleier durch den Schnee herausgekommen war, um den Sohn zu holen, das Urbild der schönen und herzlosen Schneekönigin war. Dem Knaben im Märchen mißfällt alles, was ihm vorher lieb und vertraut gewesen war, seitdem ihm ein Stück des Teufelsspiegels ins Auge geraten ist. Ähnlich ging es auch ihm, als er jetzt in der Stadt lebte, als der Sohn eines reichen Mannes, der ihn verwöhnte, ihm das kostbarste Spielzeug kaufte und jeden Wunsch erfüllte. Aber aus der ruhigen, gleichmäßigen und natürlichen Umgebung seiner Kindheit war er mit einem Ruck herausgeschleudert, zwischen

die Eltern gestellt, die oft miteinander zankten, einer Mutter ausgeliefert, die ihn durch Schönheit und Jugend erotisch anzog, durch ihre Launen und plötzliche, oft ungerechte Strenge abstieß. Dies alles, so aufwühlend es für den Kleinen war, verhüllte und umgab nun ein anderes, weit aufregenderes Erlebnis, das in der Analyse wieder ins Bewußtsein trat und klar erinnert wurde. Bis dahin war das Kind von sexuellen Dingen fast vollständig ferngeblieben, nun wurde der in weiblich-altjüngferlicher Umgebung aufgewachsene Knabe völlig unvorbereitet der Zeuge einer „Urszene“, eines Geschlechtsverkehrs der Eltern, in einer der ersten Nächte, die er unter einem Dach mit ihnen (sie wohnten damals provisorisch im Hotel und das Kind schlief im selben Zimmer) verbrachte. Er wurde von da an ein nervöses und reizbares Kind mit einer schwierigen Entwicklung, deren Wendepunkt eintrat, als, kurz vor der Pubertät, die Mutter starb. Der bis dahin so zärtliche Vater benahm sich völlig lieblos und suchte sich nun seinerseits des Sohnes zu entledigen. Freilich schickte er ihn nicht zu den Bauern, sondern tat ihn im Gegenteil in eine vornehme Erziehungsanstalt, wo die Sprößlinge der aristokratischen Familien des Landes erzogen wurden. Ich übergehe die weitere Entwicklung der Dinge, die kompliziert genug war und hier nichts zur Aufklärung leisten würde. Genug, daß der Vater seinen Ehrgeiz beibehielt und sich an dem äußeren Glanz seines Sohnes freuen wollte, ohne sich viel um sein Inneres zu kümmern. Er veranlaßte ihn, einen als besonders ausgezeichnet geltenden, nur den „Exklusiven“ zugänglichen Beruf zu ergreifen. Hier ging zunächst alles gut, der junge Mann repräsentierte — und nur auf Repräsentation kam es an — tadellos, aber hinter dieser Außenseite gab es Depressionen, die sich mehrten und in eine schwere Neurose ausliefen. Er mußte seine Stellung aufgeben und lebte, von der Neurose und einer sich dazugesellenden Sucht zermürbt und völlig haltlos gemacht, ein von jeder Realität abgeschlossenes dumpfes Dasein, das früher oder später mit Selbstmord enden mußte. Da lernte er zufällig einen Gelehrten kennen, der an ihm Gefallen fand, seinen Umgang suchte und ihn zu sich lud. Bei diesem Mann und dessen Frau, die als kinderloses Ehepaar in vertrauter Enge miteinander lebten, fand der Kranke zum erstenmal seit seiner Kindheit Verständnis und Ruhe, eine dauerhafte Zuneigung, die nicht durch Launen getrübt wurde und auf sein Wohlergehen, nicht

auf die Befriedigung der eigenen Eitelkeit bedacht war. Er schloß sich den beiden Menschen auf das innigste an, wurde ein dazugehöriges, ständiges Mitglied des kleinen Familienkreises und fühlte sich instand gesetzt, ihnen zuliebe seine Sucht aufzugeben und der Neurose fast völlig zu entrinnen.

Nach ein paar Jahren solchen harmonischen Zusammenlebens, während deren er sich auf einen neuen, weniger glänzenden Beruf vorbereitete, griff das Schicksal ein. Infolge der Umschichtungen der Nachkriegszeit wurde der Gelehrte, fast ohne sein Zutun, ein reicher Mann. Der Übergang von der einen zur anderen Existenzform vollzog sich nicht so kraß wie in der Kindheit, aber es blieb doch sonst genug übrig, um das neue Erlebnis an das alte anzuknüpfen. Auch hier blieb diese Verknüpfung völlig unbewußt, die Wirkung des Wechsels in der Lebensweise unverständlich, bis die Analyse Aufklärung brachte.

Die kleine Wohnung, in der die drei friedlich zusammen gehaust hatten, wurde mit einer großen und eleganten vertauscht, an Stelle des stillen und eingezogenen Lebens trat ein geräuschvolleres, gastfreieres. Die Personen wurden freilich nicht plötzlich ausgetauscht, wie in der Kindheit, im Gegenteil, sie bewahrten dem alten Freund Liebe und Treue — aber so ausschließlich wie früher und so rückhaltlos konnten sie sich ihm doch nicht mehr widmen, seit sie durch sovieler Verpflichtungen in Anspruch genommen waren. Was in dem nun wieder Vereinsamenden vorging, wußte und merkte niemand, auch er selbst nicht. Aber seine Neurose tauchte wieder auf, und er verfiel wieder der Sucht — allerdings in einer neuen Form: früher hatte er sie nach Kräften geheim gehalten, jetzt gab er sich ihr so hin, daß er durch sie mit den Ausgestoßenen der Gesellschaft, mit den Erniedrigtesten gleich auf gleich verkehrte.

Das Schicksal hatte zuerst den Therapeuten gespielt und dann, ohne jede Beihilfe des Unbewußten, mit raffinierter Grausamkeit das infantile Trauma wiederholt. Kein Wunder, daß sich der so Getroffene am Schicksal, an seinen Freunden und an sich selbst zu rächen suchte, bis die Analyse ihm den Hergang seines Lebens klarstellte und ihn von dieser Seite her wenigstens von seinem Schicksal erlöste.

Feuer und Harnstrahl¹⁾

Von

Gustav Hans Graber

I

Albrecht Schaeffer hat zum Problem der Beziehung von Feuer und Harnstrahl seine Hypothese derjenigen Freuds gegenübergestellt²⁾.

Das aufgegriffene Problem lockt zum Versuch einer weiteren Betrachtung. Freud sagt, der Urmensch hätte „das Feuer seiner eigenen sexuellen Erregung bekämpft“ und hätte darauf analog auch „die Naturkraft des Feuers“ gezähmt, „indem er es durch seinen Harnstrahl auslöschte.“

Dagegen bleibt Schaeffer die „Absicht des Auslöschens unverständlich“. Er sieht symbolisch als Geschlechtstrieb den „Funken und die Glut im männlichen Glied“ und sieht beide auch real draußen in der Natur vom Urmenschen sorgsam behütet. Beides soll jedoch zum Feuer aufflammen, zur großen Zeugung. Der Harnstrahl ist ihm „Verbindendes“, „Teilnahme am Lebendigen“, symbolisch ein „Feuer lassen“, ein Entfachen.

Das sind scheinbar unüberbrückbare Gegensätze. Aber lassen wir vielleicht einmal das Unbewußte reden! Wir wissen, es kennt keine Gegensätze. Vorerst aber noch eine Vermutung: Ich wähne, Freud hat bei der Niederschrift seines Passus über die „Zähmung des Feuers“ ähnliche Gedankengänge wie diejenigen Schaeffers auch erwogen, sie aber aus Ökonomie und besserer Erkenntnis fallen lassen, (er hat sie in seiner Lebensarbeit genügend erwogen), denn er denkt hier von „innen“ nach „außen“ (inneres Feuer — äußeres Feuer), und sie würden nicht zu seiner Lehre, vor allem nicht zu seiner Trieblehre passen.³⁾

Und nun das Unbewußte? Ihm ist vorerst außen = innen. Ihm ist aber auch entfachen = auslöschen, (Freud) und auslöschen = entfachen (Schaeffer). Ich beginne mit der ersten Gleichung: Wer etwas von der „Sprache“ des Unbewußten vernommen, dem ist die Analogie genügend bekannt, und

1) Die vorliegende Arbeit behandelt ein Problem, das seit ihrer Niederschrift und Einsendung an die Redaktion dieser Zeitschrift (im Januar 1931), zwei weitere Bearbeitungen erfahren hat, auf die ich nachträglich nur in einigen Anmerkungen Bezug nehme. Es sind die Arbeiten von E. H. Erlenmeyer: „Notiz zur Freud'schen Hypothese über die Zähmung des Feuers“ und von Sigm. Freud: „Zur Gewinnung des Feuers“ (beide Imago XVIII, Jg. 1932, Heft 1, S. 5 u. 8).

2) Die Psychoanalytische Bewegung, Jg. II., 201 u. 537.

3) Die uns seither bekannt gewordene Arbeit Freuds über das Feuer bestätigt, besonders in ihrem Schlußteil, vollauf diesen Gedanken.

wer etwas von der Triblehre Freuds weiß, der kennt das Ziel alles „Treibens“: Es ist die Ruhe, das Auslöschen. Sowohl derjenige, der „auslöscht“, wie derjenige, der „entfacht“, ist „getrieben“, begeht eine triebbedingte Handlung, und sein Unbewußtes läßt sich kein X für ein U vor-
machen, gerade weil ihm $X=U$ ist.

Das Unbewußte mahnt uns ferner, zwei ganz einfache Dinge zu überlegen: Wenn das innere Feuer der Sexualität nicht mehr im „hohlen Rohr“ bewahrt wird, sondern sich entfacht und schließlich beim Orgasmus herausströmt, also Feuer = Sperma (aber auch = Harn, denn auch für die letzte Gleichung ist dem Unbewußten meist $X=U$), dann ist hernach alles „erloschen“. Und so ist es auch mit dem äußeren Feuer: Wenn der Urmensch den im „hohlen Rohr“ und „unter der Asche“ glimmenden Funken entfacht, „selbst dazu sein Feuer lassend“, dann folgt der Prozeß der Verbrennung, und das Ende ist das Auslöschen. Nebenbei kann ich mir den Urmenschen Schaeffers schlechterdings nicht wohl als so „moralisch“ vorstellen, daß er sein (inneres oder äußeres) Feuer so sorgsam im „hohlen Rohr“ bewahrt hätte, denn würde er es getan haben, dann wäre er erstens jenem Urmenschen Freuds mit einem Triebverzicht (vielleicht in ehelicher Organisation) eher vergleichbar, und es wäre eigentlich seiner Natur widersprechend, in einem Entfachen und Aufflodernlassen (Schaeffer) das jähe Ende herbeizuführen.

Nun aber die Schaeffer zuge dachte Gleichung: auslöschen = entfachen. Sie kann nur einen Sinn haben, den der Zeugung (von der Schaeffer übrigens selbst spricht), wobei immer auf Kosten des alten Lebens, das dadurch eigentlich auslöscht, ein neues Leben entfacht wird. Schaeffer ahnt den großen Gedanken der Urzeugung aller Kreatur, der in vielen Mythen ausgesprochen ist (bei Pausanias, Plutarch, Ovid usw.), wonach zur Bildung neuen Lebens die Verbindung der Wasser- und der Feuerkraft notwendig ist.

II

Nach diesem orientierenden Rundflug über das Gelände der Problematik wollen wir auf dem festen Boden der Tatsachen — vorerst bei einem Ergebnis persönlichen Erlebens und dann einem Stück Kasuistik — landen.

Bei den Bauernbuben meines Heimatdorfes, unter denen ich aufwuchs, war es Brauch und höchste Sensation des Tages, im Herbst, beim Hüten der Viehherden auf der Weide ein lustiges Feuer prasseln zu lassen. Dabei begab sich wiederholend und mit geringen Variationen ungefähr folgendes:

In der Vorfreude zog man aus, sammelte und stahl im nahen Walde Holz, „zündelte“, setzte sich im Kreis um die züngelnde Flamme, reichte und rauchte nach Indianerbrauch die verbotene „Friedenspfeife“, schürte das Feuer, ließ es wachsen, bis es mit dem letzten Rest des Holzes zur höchsten Lohe aufgeschossen, tanzte jetzt mit Kriegsgeheul im Kreis den „Indianertanz“, ihn immer enger um das begehrte, gefürchtete und schon „sterbende“ Element ziehend, immer höher die Erregung der Gemüter peitschend: denn nun folgte die Akme, das orgiastisch-ekstatische Ereignis: unter unbändigem Lachen und Jauchzen ließen die Knaben hoch im Bogen von rings herum die Harnstrahle in die bereits verglimmende und zischende Glut schießen. Den Rest des Auslöschens besorgten die stampfenden Schuhe. Und was man nachher tat? Man zerstreute sich, lag in Gruppen herum, und wenn die Mattigkeit wich und die Zeit reichte, begann das Spiel von vorne.

Die beschriebene urtümliche Belebung primitiver Festlichkeit mit nachfolgender Orgie zeigt den äußern und innern Geschehensablauf als durchwegs parallel verlaufend. Äußeres und inneres (geschlechtliches) Feuer werden entfacht, gesteigert und mit dem Harnstrahl (= Orgasmus beim Geschlechtsakt der Primitiven) gelöscht. Was aber war Ziel? Was ist entsprechend Ziel beim Geschlechtsakt? Die Antwort scheint sehr einfach: das was faktisch erreicht wird: die Erschlaffung, das Ausgelöschtsein. Und eine andere naiv klingende Frage: Wer hat das Ziel „erstrebt“? Antwort: Doch wohl die steten Sieger in allen Handlungen, nämlich die Triebe und in ihrem Dienst das Unbewußte, ja sogar — freilich meist uneingestandenerweise — das Bewußtsein. Das letztere versucht die Endphase der Handlung, das Auslöschen, aus dem Kausalzusammenhang herauszureißen, sie zu negieren und zu behaupten: Ziel war nur die Akme der Lust, was nachher folgte, war nicht gewollt. Das Bewußtsein belügt sich selbst und verschafft der Lust Ewigkeit. Was verbirgt es? Orgasmusangst? Kastrationsangst? Todesangst?

Hinter der Meinungsverschiedenheit über Feuer und Harnstrahl steckt die Frage der prinzipiellen Einstellung zur Lehre Freuds:

Für Freud gibt es letztlich als Enderfolg aller Handlungen nur ein Auslöschen. Die Geschehnisse in der Natur, in den lebenden Organismen, scheinen ihm recht zu geben. Die Triebe wollen das Frühere: Entspannung, Ruhe. Alles Progressive erweist sich schließlich als regressiv gerichtet. Das Entfachen wird ein Auslöschen. „Das Ziel des Lebens ist der Tod“ (Freud). Anders Schaeffer: Er verteidigt den Glauben an die sich steigernde Entfaltung, an die Selbsterhaltung, vielleicht den Glauben an das wachsende Potential, die ewige Lust, das ewige Leben.

III

Ein junger Mann, der sich mit einem hartnäckigen Masochismus wie mit einem Scheinmanöver vor dem Ödipuskomplex und damit vor seiner Kastrationsangst zu retten versuchte, bringt eines Tages am Schluß einer mit starken Widerständen belasteten Sitzung plötzlich folgenden Einfall:

„Ich reiße dem Vater den Penis aus, gieße in die entstandene Höhlung Spiritus und zünde ihn an. Die Flammen schlagen bis zum Himmel. Da oben ist die Mutter. Auch sie steht jetzt in Flammen.“

Dunkel wird dem Patienten noch bewußt, daß er mit seinem „Kastrationsgeschäft“, wie er es nennt, den Vater eigentlich statt kastriert, richtig potent gemacht und ihn sich mit der Mutter geschlechtlich vereinigen ließ¹. Er spricht freilich nicht weiter darüber, sondern sucht vielmehr den Einfall zu verdrängen und redet bloß vom Feuer, das aus der Vagina der Mutter ströme.

Anderntags erzählt er, daß ihm im Traum aus seinem Herd alle Steinplatten entfernt worden seien, damit die Flamme nach oben an den Topf gehe und dort besser erwärme.

Die Einfälle führen den Patienten auf das Emporschießen der Flamme durch das Entfachen mit dem Schmiedegebläse und auf das Herausströmen der Flamme aus dem Blasrohr bei autogener Schweißung. Er spricht immer wieder von der Tendenz der Flamme, an den Topf hinauf zu gelangen, diesen als Symbol der mütterlichen Vagina erkennend. Fortgesetzt unruhiger werdend und mit den Beinen strampelnd, erzählt der Patient davon, wie er früher im Spiel mit andern Knaben versucht habe, hoch hinauf zu urinieren. Die Erregung erreicht schließlich einen Höhepunkt, und er erklärt: „Ich muß zur Flamme kommen, ich muß zur Flamme werden — und jetzt habe ich direkt unerträglichen Harndrang.“

Der Patient steht auch tatsächlich auf, um hinauszugehen. Ich halte ihn zurück, um ihn zu veranlassen, sich unter dem Druck der Stauung über das Vorliegende Klarheit zu verschaffen. Er erkennt, daß ausströmender Flammenstrahl, Urinstrahl und ausspritzendes Sperma vom Unbewußten als identisch aufgefaßt werden² und mit

1) Das „Kastrationsgeschäft“ des Patienten gleicht vollauf dem neuesten von Freud gedeuteten Kampf des Herakles mit der Hydra, nur daß dieser für unseren Helden weniger siegreich ausfällt (Imago XVIII, 12).

2) Nachsatz nach der Lektüre von Freuds Arbeit „Zur Gewinnung des Feuers“ (a. a. O.): Dem Unbewußten, in dem ja ausschließlich das Lustprinzip herrscht, sind sie — dynamisch und ökonomisch betrachtet — wirklich identisch: Harndrang und

dem Inzest im engsten Zusammenhang stehen, zugleich aber auch Kastration zur Folge haben. Daher die Abwehr, aber zugleich auch Mobilisierung der eigenen Kastrationsangst mit der Kastration des Vaters, die aber wider Erwarten in Umkehrung diesem gerade die volle Potenz = Feuerstrahl und den Besitz der Mutter gibt. Dem Sohn bedeutet Feuer-, Harn- und Sperma-lassen = Inzest, der mit Kastration durch den Vater bestraft wird. In der Abwehr und Aktivierung kehrt sich die Gleichung um: Kastration des Vaters durch den Sohn bedeutet für den ersteren = Feuer- (Harn- und Sperma-)lassen = Besitz der Mutter: kommt also für den Patienten als verkappter Verzicht auf die Mutter, einem Stück Heilerfolg gleich — nämlich einer Bresche in den Masochismus, dessen Genese sich fundamental auf der Negation der Kastrationsgefahr und der Abwehr der Kastrationsangst aufbaute. Der Patient will sich dieses nicht zugestehen, wahrscheinlich, weil ihm das Opfer zu groß erscheint. Er versucht die Deutung des gestrigen Einfalles umzukehren: „Wenn ich den Vater kastriert habe und die Flamme aus seiner Wunde schlägt, dann ist letztere die Vagina der Mutter, die Hölle, und wenn das Feuer zum Himmel“ — hier hält er an sich und fährt in wegwerfendem Tone fort... „kommt auf eins heraus, da oben ist der erhöhte Vater = Gott: sie kommen doch zusammen.“ Ein erneuter Einfall wiederholt die Situation: Der kastrierte Vater wird auf die Siegessäule der Stadt erhoben und im Flugzeug durch die Erde = Mutter gejagt. Soweit drängt sich uns aus dem geschilderten Ablauf des Analysen-

Stauung der Sexualstoffe entsprechen der „brennenden“ Spannung (Unlust), dem erregten Feuer, während Harnlassen und Ejakulation des Spermas der Entspannung (Lust), einem Feuer-(hinaus) lassen (und zwar als Feuerstrahl), einem Löschen des Brandes gleichbedeutend sind. Diese Tatsache mahnt uns daran zu denken, daß vom Urmenschen der Unterschied zwischen Harnlassen und Ejakulation nicht wie Freud anzunehmen scheint von Anfang an als gegensätzliche Funktion erlebt wurde (die Wassersteife des Gliedes dürfte mit ein Hinweis in diese Gedankenrichtung sein), so daß ihm der Sexualakt wirklich wie ein Urinieren in die Frau vorkam und daß sich ihm erst später, nachdem er vom „Apfel der Erkenntnis“ gegessen hatte, im Zusammenhang mit Triebverzicht die von Freud als so bedeutungsvoll herausgehobene Gegensätzlichkeit bildete und zu der von ihm analysierten Mythenbildung führte.

Dazu sei bemerkt, daß eine über vierzig Jahre zählende, stark urethral-erotisch fixierte Patientin, die nie einen Sexualakt erlebte, ihn auch heute noch — zudem nach drei Jahren Analyse — sich nicht anders vorzustellen vermag, als daß der Mann dabei in die Frau hineinurinire. (Die Patientin ist übrigens ein mir aus der psychoanalytischen Literatur noch nicht bekannter Sonderfall: Sie erlebt die stärkste überhaupt mögliche Lust an der äußeren Endung der Urethra, bei eingeführtem Katheter und einfließendem Wasser. Ihre Harnröhre ist also wie beim Manne stärkste erogene Leitzone, wenn auch bei weiblich-aufnehmender Funktion. Die Klitoris als erogene Zone existierte für die Patientin überhaupt nicht und wurde erst vor kurzem entdeckt.)

stücker die Schaeffersche Gleichung: Wasserlassen = Feuerlassen als zutreffend auf¹.

Sehen wir weiter! Der Patient befand sich bis dahin im Zustand der Stauung (urethral), der Erregung (sexuell), des „brennenden Verlangens“, welche loszuwerden die Inzestschranke und die Kastrationsangst verunmöglichten. Die geschilderte Analysenstunde erlaubte ihm eigentlich keine Entladung. Er ließ letztere vielmehr zwischen Vater und Mutter geschehen. Aber gerade damit leistete er einen Verzicht und befreite sich von einem Teil Kastrationsangst. Nach der Stunde urinierte der Patient auf meiner Toilette.

Folgenden Tages berichtet er einen Traum, in dem er zu einem geliebten Mädchen der Kinderzeit, namens *Gesundbrunner*², in erotische Beziehung trat. Der Name erinnert ihn an einen ähnlich benannten Ort, wo er mit seiner einstigen Braut das Hochzeitsfest feiern wollte, das er sich freilich damals versagte, da er kurz vor dem festgesetzten Tage die Verlobung auflöste. Nun aber schildert er mit Worten der Zärtlichkeit, aus denen zum erstenmal eine Gefühlswärme strömt, das einstige Verhältnis zu dem Mädchen und ist ergriffen von der Erkenntnis, dieses bedeute für ihn wirklich den „gesundmachenden Brunnen“, der das stets verhaltene Feuer der Sexualität lösche, oder besser so: in der Beziehung zu dem Mädchen hätte sein eigener „gesundmachender Brunnen“ (Sperma) ausfließen können.

In dieser Gefühlslage schweifen die Gedanken von dem Mädchen ab zur eigenen Mutter. Da aber übermannt ihn, ihm bis dahin fremd, eine starke Rührung, und er unterdrückt das Weinen. Es fällt ihm ein, einst müsse auch die Beziehung zu ihr derjenigen zum Mädchen verwandt gewesen sein, und an Stelle des „gesundmachenden Brunnens“ = Harn (später = Sperma), mit dem er der Mutter als einem Geschenk seine Liebe hätte erweisen wollen (Inzest), sei die masochistische Einstellung („von der Mutter geschlagen werden“) getreten. Auf den „gesundmachenden Brunnen“ habe er freilich wohl nicht ganz verzichten können, habe ihn vielleicht nach oben verlegt und habe damals — wie auch jetzt in der Sitzung — Ströme von Tränen geweint. Der Patient schließt Stunde und Thema mit den Worten: „Fließende Tränen und fließendes Blut sind auch der ‚gesundmachende Brunnen‘ bei der masochistischen Erregung“. Wenn unser Patient bei den masochistischen Akten den Brand der Erregung immer weiter schürte, Strafen und

1) Auch *Flournoy* hat in seinem Aufsatz: „*Quelques rêves au sujet de la signification symbolique de l'eau et du feu*“ aus einem Traume „*la similitude symbolique du liquide et du feu comme éléments générateurs*“ erwähnt (Int. Zeitsch. f. Psychoanalyse VI, 328 f).

2) Ich verwende hier einen entstellten Namen, der aber dieselbe Sachbeziehung zuläßt.

Folterungen soweit steigerte, bis bei völligem Ermatten schließlich Blut mit Tränen und Schweiß sich mischend floß, so litt er dabei, den Nymphomanen ähnlich, an einer unersättlichen Gier nach Steigerung der Lust- (und der Schmerz-)empfindungen, die aber unbefriedigt bleibt, nie ausgelöscht werden kann. „Orgastische Impotenz“ (Reich) treibt ihn zu diesem Ersatz und erhält ihn in dauernder Spannung. Menschen dieser und ähnlicher Veranlagung vermögen sich meist ein „Auslöschen“, eine wirklich entspannende Befriedigung, weil für sie nicht erlebbar, auch nicht vorzustellen.

IV

Es will mir nun scheinen, daß wichtiger als das erörterte Problem — und doch engstens damit verbunden — die Beziehung zwischen Feuer und Flüssigem einerseits und Geschlechtlichkeit andererseits sein müßte. Ich wende mich deshalb abschließend dieser Frage zu, freilich ohne dabei mehr bieten zu können und zu wollen, als einige Andeutungen.

Während im beschriebenen Hirtenfeuerspiel der Knaben unverkennbar die von Freud im „Unbehagen in der Kultur“ beschriebene homosexuelle Beziehung und damit die phallische Bedeutung der „sich in die Höhe reckenden“ Flamme sich offenbart, spielt erstere in den Einfällen unseres Patienten kaum mehr eine Rolle. Die Flamme als phallisches Symbol strebt nach der Vagina der Mutter, vertritt inzestuöse Begierden. Es kann aber, wie dies in einem Einfall des Patienten angedeutet ist, das Feuer auch die Rolle der femininen geschlechtlichen Erregung darstellen und deshalb seinen Sitz in der Vagina haben und vom männlichen Strahl (Harn und Ejakulat) gelöscht werden wollen.

Ich glaube freilich, auch wenn phylogenetisch so manches aus den kosmogonischen Sagen und Mythen und ontogenetisch aus Träumen und Phantasien von Kindern und Neurotikern dagegen spricht, daß Freuds Auffassung von der phallischen Bedeutung der Flamme — und verallgemeinert, des Feuers überhaupt — der ursprünglichen Vorstellung entspricht und letztlich auch als die zutreffendere bestehen bleibt, während ebenso urtümlich das Flüssige = das Vaginale, das Weibliche vertritt. Die Frage der Angehörigkeit der beiden Elemente zu den Attributen des einen oder des andern Geschlechtes ist von Wichtigkeit für die Symboldeutung der Elemente, vielleicht auch für das Verständnis der Genese und der Funktionalität der Geschlechtlichkeit.

Ich will vervollständigend noch kurz einige kontrastierende Beispiele berichten, bei denen das Feuer im Weib (Vagina) durch den Geschlechtsakt mit dem Manne entfacht und gelöscht wird.

Ein stark inzestuös muttergebundener Mann, dessen vaterfeindliche Haltung ihn bis zur Analyse und auch noch während der ersten Zeit ihres Verlaufs ständig zu kriminellen Handlungen zwang, träumte von einem brennenden Baum in einer Schlucht, den er mit dem Wasser aus seiner Gießkanne löscht. Eine daherfahrende Feuerwehr kommt zu spät. Der Vater des Patienten steigt zornig aus einem seitlich liegenden Schützengraben heraus. Die Einfälle ergeben dem Träumer eindeutig die Auslegung eines Geschlechtsaktes mit der Mutter (Baum). Das im Traum wunscherfüllend in der Mutter entfachte Feuer der Sexualität peitscht die eigene Begierde zum Höhepunkt, auf dem der Sohn löschen = koitieren muß. Die dem Brandobjekt gemäße Feuerwehr soll den Vater vertreten, der auch wirklich erscheint, und zwar als Kastrator. In einer Deutungsvariation erwies sich die Schlucht als Vagina der Mutter und der darin stehende, brennende Baum als Klitoris. Vielleicht ist die Variation deshalb bedeutsam, weil eben gerade die Klitoris, das den Phallus vertretende Organ, wieder die „brennende Fackel“ (Freud) ist und der an „orgastischer Impotenz“ leidende Mann, den mütterlichen Penis suchend, nur diese zu löschen versucht.

Während hier der Traum mit dem Brennen der Mutter (= Baum) als wunscherfüllter Tatsache beginnt, befriedigt oft der Brandstifter — unbewußt das Haus für die Mutter setzend — (Bachofen, Sydow, Langer), symbolisch seine inzestuösen Begehren damit, daß er Häuser in Brand steckt, dabei onaniert oder womöglich bei den Löscharbeiten mithilft, so auch gleichzeitig seinen inneren Brand löschend. Wedekinds Geschichte vom Brandstifter von Eglisyl, als einem leicht durchschaubaren Beispiel einer Brandstiftung, die den Inzest ersetzen soll, sei hier erwähnt¹.

Die genannten Beispiele erweisen sich jedoch nicht wie angekündigt als kontrastierend, da das Feuer nicht eigentlich weiblichen Ursprungs ist, sondern vom Manne in das Weib gelegt wurde. Hier fehlt mir weiteres Material. Es dürfte wohl auch schwer fallen, von ontogenetischer Seite Stringentes über den ursprünglichen symbolischen Geschlechtscharakter des Feuers, falls es überhaupt einen solchen gibt, zu erhalten. Die Beispiele bestätigen uns höchstens den Vorzug der zu Ende gedachten Freud'schen Kausalreihe: entfachen — auslöschen.

Versuchen wir es noch mit den Mythen. Überall dort, wo in ihnen der Ursprung des Feuers als ein uranisch-solarer dargestellt ist (Feuer fällt vom Himmel, der Heilige Geist als Feuerzungen, Prometheussage usw.²),

1) Näheres bei Pfister: „Ist Brandstiftung ein archaischer Sublimierungsversuch?“ Int. Zeitschrift f. Psychoanalyse III., 139—153.

2) Siehe G. Langer: Die jüdischen Gebetrien, Imago XVI, 473—482.

finden wir eine vorwiegend phallisch-männliche Beziehung (Heros), während dort, wo das Feuer chthonischer Geburt sein Dasein verdankt, es gleichsam wie aus der $\chi\tau\epsilon\iota\varsigma$, aus der Erde, aus dem Weibe tritt. Aber da, wo uns in den Mythen diese Entbindung des Feuers aus der Erde, aus dem mütterlichen Schoße, begegnet, erscheint sie wie in den oben erwähnten Beispielen meist ebenfalls als die Folge einer vorherigen Verbindung mit dem männlichen Prinzip (Helios), also als eine Frucht der Zeugung: Der Sonnenkönig schläft z. B. nachts im Schoße der Mutter und wird am Morgen neu geboren¹. Wo dieser Zusammenhang des Chthonisch-Weiblichen als dem Feuergebärenden in Mythen nicht mit dem Uranisch-Männlichen, als dem vorher in jenes hineingelegten Stoffe = Feuer (dem Zeugenden), erwähnt wird, da vermuten wir, daß dieses Fehlen mit der Unkenntnis des Kausalzusammenhanges Zeugung — Schwangerschaft — Geburt Bezug haben muß². Freilich, das aus dem Erdinnern entströmende Feuer scheint weiblichen Ursprungs, so wenn nach einer estnischen Sage (Die schwarze Spinne, S. 65) eine Spinne, als die Vertreterin des Mannweibes, es den Menschen aus dem Schlund der Hölle heraufholt, oder wenn nach einer afrikanischen Sage die Spinne im Erdinnern haust und deshalb aus dem Berge Feuer und Rauch steigt. Aber wagen wir einen kühnen Gedankengang von der Spinne als dem Symbol des Mannweibes, das den Phallus (vom Vater) geraubt hat, zur Kosmogonie von Kant-Laplace, nach welcher schließlich das Feuer im Erdinnern ebenfalls uranisch-solar-phallischen Ursprungs wäre.

Und noch ein letzter Gedankengang drängt sich auf, der nämlich, daß alles Lebendige seine Heimat im Urmeer hat, daß es erst mit der Katastrophe der Landeintroknung (sofern es ihr unterworfen wurde) innerlich (Atmung) und äußerlich mit dem Feuer derart in Berührung kam, daß eine stete Verbrennung stattfand und daß beim „thalassalen Regressionszug“ (Ferenczi) im Koitus und in der embryonalen Existenz immer wieder der Versuch gemacht wird, dem Feurigen, als dem Element, das dem urweiblich Feuchten entgegengesetzt — also männlich — und feindlich ist, zu entfliehen. Danach müßte das Männliche zum Weiblichen streben. Das Männliche sucht also beim Geschlechtsakt die Erregung des Feurigen (= Sexuellen) im Weiblichen = Feuchten zu löschen³, gleichzeitig aber mit

1) Graber: „Die schwarze Spinne“. (Int. Psychoanalytischer Verlag, Wien, 1925, S. 32). Bachofen gibt eine analoge Deutung für den Mythos von Letos Entbindung. Urreligion und antike Symbole (Reklam, Leipzig, II, 106).

2) Siehe hierüber u. a. Graber: „Zeugung, Geburt und Tod“. Baden-Baden, 1930.

3) Bei Anerkennung der unbewußten Gleichung: Ejakulation des Spermas = Harnstrahl, deutet obiger Zusammenhang auch den ungeklärten Triebverzicht der Mongolen, der nach der Mitteilung von Erlenmeyer ebenfalls das Pissen ins Wasser (nicht

dem Sperma selber das urweibliche Element spendend — im männlichsten Akte der Zeugung das Urweiblichste nicht nur als das Element seiner „Sehnsucht“ zu produzieren, sondern auch funktionell dem weiblichen Gebären anzugleichen. Jede Zeugung aber bedeutet zugleich eine neue „Entzündung“, neue Geburt, neues Verbrennen, neuen Tod.

Während jedoch das Feuchte aus all seinen Kreisläufen und Wandlungen sich immer und restlos wieder herstellt, scheint sich das Feurige nicht nur selbst zu zerstören, sondern wird auch in seiner Mischung mit dem feuchten Element erstickt, letzteres in langsamerem Prozeß auch dann, wenn die Mischung in Verbindung mit dem weiblich empfangenden Erdstoff zur Geburt eines Lebewesens führt.

So strebt endlich alles Lebendige dahin, das Feuer auszulöschen, den Urzustand des Flüssigen, des Urschleims (Oken) wieder herzustellen, strebt — als eine Mischung von Feuer, Wasser und Erdstoff — nach einer Entmischung der Elemente, nach dem „Tod“. Damit wiederholt es — oder richtiger, es nimmt ihn vorweg — einen kosmischen Geschehensablauf, bei welchem mit dem „endlichen Wärmetod“ (der Erde) nicht nur das Feuer „verschwindet“, sondern auch das Flüssige, in seiner Erstarrung zu Eis, aufhört zu sein und sich ebenfalls entmischt, vom Erdstoffe trennt. In dieser Richtung mögen die Gedanken über „Reaktionen und Zusammenhänge“ gehen, von denen Freud sagt, daß sie „tiefer hinabreichen als alles, was uns im Mythos und im Folklore erhalten ist“.

Zum Thema: Feuer und Harnstrahl

Frau Dr. jur. Anna-Gudrun Scherling, Referendarin in Hamm (Westfalen) schreibt uns:

Neulich erlebte ich in einer Gerichtsverhandlung einen Vorfall, der wegen seiner Beziehung zum psychoanalytischen Problem des Feuers vielleicht nicht ganz uninteressant ist.

Eine Frau war wegen Beleidigung eines Kohlenhändlers angeklagt. Sie hatte von ihm folgende, gänzlich erfundene Geschichte erzählt: Er habe die Frau eines Tagelöhners in Abwesenheit ihres Mannes besucht, in der Küche sei es zwischen beiden zum Geschlechtsverkehr gekommen. Dabei habe sie der zurückkehrende Ehemann überrascht. Der Kohlenhändler sei schnell entschlossen an den Herd gesprungen, habe seinen Geschlechtsteil über die Herdflamme gehalten und gerufen: „Bezahle mir meine Kohlen, sonst schiffe ich dir dein Feuer aus“.

nur auf heiße Asche = homosexuelle Symbolhandlung) als symbolischen Sexualakt mit der Frau bei Todesstrafe verbietet, deutet ferner die Befürchtung, daß ein Bad im Fluß (Körper = Penis) den Wetterstrahl vom Himmel (= Sexualerregung) rufe.

Wege zum Es

Von

Georg Groddeck

Es darf nicht verhehlt werden, daß es viele Psychoanalytiker gibt, die meinen, Dr. Groddeck, der Verfasser des psychoanalytischen Romans „Der Seelensucher“ und des vielumstrittenen Werkes „Das Buch vom Es“ eröffne mit seinen kühnen Deutungen und phantasievollen Verknüpfungen zwar immer auch reichlich fruchtbare Möglichkeiten für die Psychoanalyse, aber er überschätze stark die Bedeutung des Unbewußten für das organische Geschehen und gefährde dadurch — unbekümmerten Verhaltens, fast sogar des Provokierens froh — das mühselig errungene wissenschaftliche Ansehen der Psychoanalyse. Solche Bedenken — mögen sie nun am Platze sein oder nicht — können jedenfalls kein Grund sein, einen Autor, der stets so viel Überraschendes zu sagen weiß und manches zum Denken gibt, nicht zu Wort kommen zu lassen. Die psychoanalytische Bewegung stellt keine Sekte dar, in der jeder Einzelne für jeden Andern zu haften hat. Auch bei uns gilt, daß dem Verfasser von seiner eigenen Verantwortlichkeit nichts abgenommen wird, und daß andererseits auch für seine Meinungsäußerung sich kein anderer, dem es nicht paßt, verantwortlich fühlen muß. Dem Leser aber muß besonders noch gesagt werden, daß er, diesem Aufsätze Groddecks gegenübergestellt, die Gefahr einer voreiligen und mangelhaft fundierten Urteilsbildung von sich ziemlich abwehren kann, wenn er sich vornimmt, kein Urteil zu fällen, ehe er nicht die Groddeckschen Ansichten im Zusammenhange kennt, wie sie im „Buch vom Es“ dargeboten werden.

St.

In den zehn Jahren, die seit meinen letzten Mitteilungen über die Arbeitshypothese vom Es des Menschen verstrichen sind, hat sich nichts ereignet, was mich veranlassen könnte, diese vielfach erprobte Betrachtungsart aufzugeben oder etwas Wesentliches daran zu ändern.

Die Behauptung, daß alles Menschliche von diesem in unaufklärbares Geheimnis gehüllten Wesen abhängig ist, halte ich aufrecht, und ebenso bleibe ich dabei, daß Niemand in die Tiefen des Es hineinschauen kann.

Dagegen kann ich Einiges von jenen Formen des Es erzählen, die bisher wenig besprochen worden sind. Ich halte es auch für notwendig zu betonen, daß eine dieser Formen das Ich ist. Wie ich mir das denke, habe ich in dem „Buch vom Es“ soweit mitgeteilt, als ich es konnte. Bestimmtere Angaben kann ich auch jetzt nicht geben, es ist auch unwahrscheinlich, daß ich mich über diesen schwierigen Gegenstand schriftlich äußern werde; dazu ist meine Angst vor der Macht des Wortes zu groß.

Eine andere Form des Es, die mir zugänglicher ist, möchte ich als das

Zwiefache des Es bezeichnen: Alles Menschliche läßt sich als zugleich männlich-weiblich und kindlich-mannbar betrachten.

Etwas zweites ist die Erfahrung, daß das Es sich ebenso selbständig und ebenso gegenseitig abhängig in dem Leben des Gesamtmenschen wie in den Teilen dieses lebenden Menschen offenbart; oder um es anders auszudrücken: es hat den Anschein, als ob zwischen dem Ganzen des Menschen und der Zelle oder noch kleineren Wesen, dem Gewebe, dem einzelnen Organ oder Körperteil ein ähnliches Verhältnis bestände, wie es in den Begriffen Makrokosmos und Mikrokosmos in früheren Zeiten für das All und den Teil angenommen wurde.

Eine dritte Form, über die ich mich äußern will, ist das Symbolische, das alle menschlichen Lebensbeziehungen begleitet.

Zu dem Versuch, diese Formen des Es zu betrachten, hat mich, abgesehen von dem Zwang des Tageslebens und des Berufs, eine etwas einseitige und eigensinnige Beschäftigung mit Werken der bildenden Kunst und mit der Sprache geführt.

Daß in jedem einzelnen Menschen männlich-weiblich und kindlich-mannbar enthalten ist, kann ohne Weiteres daraus geschlossen werden, daß der Mensch aus Mann und Weib entsteht, und daß, soweit wir das bisher haben nachweisen können, wohl eine Mischung aber nicht eine gegenseitige Auflösung dieser Bestandteile stattfindet. Daß er, so erwachsen er sein mag, in allen grundlegenden Lebensfunktionen, in Sterben und Entstehen der Zellen, in Atmen, Schlafen, Sich-regen, Sichnähren usw. kindlich bleibt, ist gleichfalls sinnfällig. Von dem Symbol wird im Folgenden so viel gesprochen werden, daß ich fast selbst annehmen könnte, meine Bemühungen in diesem Aufsatz gälten nur der Schilderung dieser Esform.

Diese Tatsache, daß der Mensch männlich-weiblich und kindlich-mannbar ist und daß er im Symbol lebt, können wir benutzen wie ein farbiges Glas, um das Menschenleben zu betrachten. Freilich bringt uns eine solche Betrachtung der Wahrheit ebensowenig nahe wie das Sehen durch ein rotes oder gelbes Glas, im Gegenteil, wir wissen bei solchem Versuch von vornherein, daß wir durch Benutzen der farbigen Glasscherbe der Welt falsche Farben geben, und so ist es dem Verfasser dieser Mitteilungen auch bekannt, daß er mit seinem Verfahren die Buntheit der Welt eintönig färbt. Es ist aber nicht bloß mutwillige Spielerei des Verfassers, so an menschliche Probleme heranzugehen, sondern dies Verfahren scheint so weit zurückzureichen wie die Überlieferung menschlicher Vergangenheit.

Die erste Folge der Weltbetrachtung durch solches Medium ist Miß-

trauen gegen die Realität. Vermutlich gibt es Reales; aber wir kommen niemals in Berührung damit. Unser Es ändert das unbekannte X des Realen, es wirkt auf die Dinge und macht aus dem Realen Wirkliches. Werk und Sache sind nicht dasselbe. Das Menschliche arbeitet nicht mit einem „Realitätsprinzip“, sondern mit dem Wirklichkeitsprinzip. Wenn man das in Betracht zieht, verschwindet der Gegensatz von Ich und Es, es entsteht eine Welt, in der das Ich nur eine Funktion des Es ist. Diese wirkliche Welt des Menschen zerfällt bei dem Versuch, Reales zu begreifen.

Wir werden von dem verdrängenden Wirken des Menschlichen und unsrer vermenschlichten Umwelt (Erziehung usw.) in das Phantasieren über das Reale hineingezwungen. Zunächst haben wir nicht mit Dingen zu tun, sondern mit Symbolen. Man hat sich bisher wenig darum gekümmert, wie der Neugeborene die Umwelt kennen lernt, was er von ihr denkt. Wenn ich mir überlege, was ich im Mutterleib erfahren haben mag, komme ich zu dem Schluß, daß ich damals Alles, was zu meiner Welt gehörte, für Bestandteil meines eigenen Selbst gehalten habe: Selbst und Umwelt des Selbst waren dasselbe. Vielleicht wird diese symbolische Denkart durch die Geburt ein wenig umgeändert; nach dem Verhalten der Säuglinge in ihrer ersten Lebenszeit muß ich aber annehmen, daß das Kind in der Hauptlernzeit des Lebens, in den ersten Stunden, Tagen und Wochen im Wesentlichen noch symbolisch denkt: ein Löffel ist für das Kind nicht ein Löffel, sondern eine Hand, eine Tür nicht eine Tür, sondern ein Mund, ein Bett nicht ein Bett, sondern ein Mutterschoß usw.

Von diesen ersten Vorstellungen, die in primitiven Kulturen wenig verändert beibehalten werden, kommen unser Bewußtes und Unbewußtes nie ganz los: bis an das Lebensende bleibt menschliche Erkenntnis dem Symbol verfallen. Mögen wir noch so gelehrt sein, es hilft uns nichts: ein Fenster bleibt für uns Auge, eine Höhle Mutter, ein Pfahl Vater.

Auch den Menschen und seine Teile betrachten wir symbolisch, wie wir es als Kinder taten. Wir wußten einmal aus Erfahrung, daß der Kopf in sich zugleich Ganzes und Teil ist, selbständig und abhängig, daß der Mensch Symbol des Kopfes und der Kopf Symbol des Menschen ist. Symbol bezeichnet nicht die Ähnlichkeit zweier Dinge, sondern im Symbol werden zwei Dinge zusammengeworfen, sie sind dasselbe. Weil wir symbolisch denken und empfinden, kurz in jeder Beziehung an das Symbol als an etwas zum Menschlichen Gehöriges gebunden sind, ist es richtig, alles Menschenleben symbolisch zu betrachten.

Daß der Mensch zwiesgeschlechtig ist, nie Mann, nie Weib, sondern immer Weibmann, Mannweib, daß er nie Kind, nie Erwachsener ist, sondern immer

Kindmann, Mannkind, haben alle Zeiten in Denken und Tun, in Mythos und Alltagsleben zum Ausdruck gebracht; es ist nicht erst die christliche Kunst, die den Menschen im Symbol von Weib und Knabe, Madonna und Christus darstellt. Die Antike gab der Aphrodite den Eros zur Seite, Venus und Amor sind noch jetzt, wo sie längst zu Schatten dessen geworden sind, was sie einmal waren, eine Einheit, ein Symbol des Menschen. In der Villa Borghese zu Rom hängt ein weltbekanntes Gemälde von Lukas Cranach, eine Venus, die allen Betrachtern unvergeßlich ist. Der Grund dafür ist das Gleichnis. Das Zwiegeschlechtige, wie es sich in dem Zusammenfügen des Weibes und Knaben offenbart — zugleich zeigt sich darin das Kindlich-Mannbare — ist durch den männlichen Baumstamm und die weiblichen Spalten in der Rinde verstärkt. Der Baum hat symbolisch beide Geschlechter und Alter: der Baum, die Eiche; Wurzel und Frucht sind Kind, Stamm und Ast Mann, Rinde und Krone Weib.

Bei dem Wort Frucht — *fructus ventris tui* — ist dies ohne Weiteres klar — Wurzel kommt von *Wurz*, das Pflanze, Kraut bedeutet, ist ursprünglich *wurzwala* (*wala* Stab); das *w* ist wie in *Römer—Römware*, *Bürger—Burgware* verschwunden. In *Wurzel* ist also die Männlichkeit des Kindes betont. *Stab* (*wala*) mit sanskrit *sthapai* verwandt: stehen machen, was dann zu Ständer und schwedisch *stond* für das Steifsein des Gliedes führt. Es sei gleich hier darauf hingewiesen, daß als Symbol des Menschen der Knabe oder das männliche Glied gebraucht werden, niemals das Mädchen; das Symbolische scheint für den Begriff Mensch das Aufrechte, Stehende, Aufrichtige, Selbständige zu bevorzugen. Außerdem ist im Knaben und im Geschlechtsglied das Zwiegeschlecht und das Kindlich-Mannbare in dem Verhältnis Eichel-Vorhaut und Steifheit und Schlaffheit sichtbar, während beim Mädchen alles Geheimnis ist. Endlich ist *Wurzel* stammverwandt mit *Rüssel*; was dem primitiven Denker Rüssel ist, zeigt jedes Kind beim Anblick des Elefanten.

Das Männlich-Symbolische in Baum und Ast zeigt sich in der Gewohnheit, beide Wörter in der Bedeutung des aufgerichteten Gliedes zu gebrauchen. Ferner ist „Stammbaum“ zu erwähnen, worin sich die Idee der urmännlichen Abstammung ausspricht. Von Etymologen wird *Stamm* mit der Wurzel *stha* (stehen) zusammengebracht; im Griechischen heißt der Weinkrug *στραυος*, der Behälter, aus dem der Wein des Lebens in den Becher gegossen wird, ist ihm besonders männlich. *Ast* zeigt seine Bedeutung in dem Verbum „*asten*“, (das Feld tragbar machen); es erinnert an den Fluch, mit dem Adam aus dem Paradies getrieben wird, an das Symbol der Sage, der das Weib fruchtbarer Acker, der Mann pflügender Bauer war.

Krone (*Kranz*) ist als entschieden weibliches Symbol allgemein bekannt,

das aufreizend Umschließende drückt sich darin aus. *Rinde* ist verwandt mit *Rand*, engl. *rim* (Ende, Schluß), die Rinde hält den Stamm in der Umarmung, sie schützt ihn mütterlich und umschlingt ihn zärtlich. Fachgelehrte verknüpfen *rim* mit dem gotischen *rimi* (Ruhe). So würde in dem Wort *Rinde* das weibliche Wesen als Leidenschaften beruhigend beendend, liegen. Im Griechischen heißt Ruhe *ερωη* (eigentlich „Angriff mit darauf eintretender Ermüdung, Ruhe“). Die Vermutung, daß *ερωη* stammverwandt mit *ερως* ist, liegt nahe, Eros ist den Griechen der Zwillingsbruder des Todes — der Phallus stirbt durch den Liebesakt — und der Tod ist Ruhe.

Das Unbewußte der Kunst, das den Doppelsinn des Symbols dadurch besonders hervorhebt, daß es den Kopf des stehenden Knaben bis an die eine Spalte der Stammborke reichen läßt und seinen Blick auf den Schoß des Weibes gerichtet hat, fügt dem Gleichnis noch ein Motiv hinzu, das dem Bilde eine schier unergründliche Tiefe gibt: um die Hüften der Venus ist, den Schoß verhüllend und zeigend, der Schleier geschlungen, das uralte Symbol der Jungfräulichkeit und des Jungfrauentodes in der Empfängnis. Das Weibliche, das göttlich Liebende im Weibe, die Venus Urania ist immer jungfräulich. Wer anerkennt, daß es unabhängig von der Verkörperung in der einzelnen Frau ein Ewig-Weibliches gibt, weiß, daß dieses Ewig-Weibliche, unabhängig von allen körperlichen Vorgängen, trotz Liebeshandlung und Gebärens unveränderlich jungfräulich bleibt. Der Christusmythus sagt dasselbe: in dem bekannten Liede von dem Reis, das einer Wurzel zart entsprang, heißt es:

„Es fiel ein Himmelstau
In eine Jungfrau fein,
Es war keine bessere Fraue,
Das macht ihr Kindelein.
Ob sie schon hat geboren,
Blieb sie doch Jungfrau rein.“

Das tägliche Leben lehrt dasselbe; jede Frau wird, wenn ihre Liebeserregung irgendwie bis zum Höchsten gesteigert wird, von neuem Jungfrau: ihre Öffnung zieht sich dann wieder, trotz häufiger Geburten, so zusammen, daß das Eindringen des Gliedes wie bei der Entjungferung als zunächst schmerzhaft empfunden wird, ja eine Blutung entsprechend dem Zerreißen des Jungfernhäutchens tritt nicht selten ein. Cranach hat, wie Botticelli in seinem Frühlingsbilde, dieses tiefe Wissen in sein Bild aufgenommen, seine Venus ist schwanger.

Daß eine Darstellung der Liebesgöttin voll Symbolik ist, nimmt nicht Wunder. Aber der große Künstler kann auch Darstellungen von Tages-

ereignissen nicht anders geben als mit unbewußter Benutzung des Symbols. Man betrachte beispielsweise Rembrandts „Anatomie des Dr. Tulp“ im Haag. Angeblich ist es ein Gruppenporträt von acht Medizinern, in dem die Figur des Dr. Tulp besonders hervorgehoben ist. Es sind aber gar nicht acht Menschen, sondern neun, und gerade der neunte, der Tote empfängt das volle Licht des Bildes. Der Tote ist also die Hauptperson geworden, entweder weil Rembrandt es so beabsichtigt hat, oder weil ihn sein Unbewußtes dazu gezwungen hat. Neun ist die Zahl der Vollendung; irgendwie wird sich der Gedanke der Vollendung in dem Bilde durchgesetzt haben, und die Vollendung muß mit dem toten Körper zusammenhängen. Neun ist aber auch die Zahl der Schwangerschaft und neun ist dreimal drei. Das Unbewußte pflegt bei neun Personen die Dreiteilung zu erzwingen, drei ist die mächtigste Zahl, die heilige Drei. Sie symbolisiert in erster Linie die Männlichkeit, die volle Potenz in der Vereinigung des Gliedes mit den beiden Hoden, weiterhin das Männlich-Weiblich-Kindliche. Betrachtet man das Bild auf die Gruppierung den Drei hin, so gehören zu der stehenden und allein handelnden Figur des Tulp die beiden weit vorgebeugten Figuren; sie sind am sichtbarsten an der Handlung beteiligt. Hinter diesen ist eine andre dreifältige Gruppe: nur einer der Männer ist ganz bei der Sache, der zweite unterbricht seine Lektüre, beginnt also sich für die Sektion zu erwärmen, ein dritter ganz im Hintergrund nimmt an der Handlung nicht viel teil. Die dritte Gruppe ist in dem Leichnam von der Handlung getrennt, die ergänzenden Figuren jenseits des Bildmittelpunkts, der Leiche, widmen dem Vorgang keine Aufmerksamkeit, ja der Eine blickt aus dem Bilde heraus, ihn geht die Sektion nichts an. Vollkommen teilnahmslos aber ist der Tote, und doch dreht sich um ihn Alles.

Geht man bei der Betrachtung des Bildes von der Neunzahl aus, so wird aus dem genrehaften Gruppenporträt ein Schicksalsgemälde des Männlichen, eine Darstellung der Entstehung, des Handelns und des Sterbens des Mannes. Mann, wirklicher Mann ist der männliche Mensch nur so lange, als er seine männliche Potenz besitzt und gebraucht; er entsteht — das Wort „entsteht“ ist mit Vorbedacht gebraucht — aus der Erregung, er stirbt in der Liebeshandlung, die der Erregung folgt, folgt solche Handlung nicht, so stirbt er nicht, sondern schrumpft nur zum Knaben zusammen.

Das Bild zeigt, als Symbol gesehen, die einzelnen Schicksalsstadien des männlichen Mannes. In der Hintergrundgruppe beginnt die Erregung: die Begierde des Erzeugens ist in dem einen Augenzeugen (testis, testiculus) lebhaft, seine Erregung ergreift noch nicht den anderen, aber das Membrum verwandelt sich in den Phallus. Der Mann, der das veranschaulicht, unter-

bricht sein Lesen; Lesen ist, symbolisch aufgefaßt, Phantasie über das Weibliche. — Die zweite Gruppe zeigt beide testes in höchster Spannung und den stehenden Mann (Ständer) in voller Aktion. Er ist der einzige, der einen Hut trägt und sein Kragen ist halb offen, beides Symbole der Vereinigung mit dem Weibe. — Die dritte Gruppe stellt die unmittelbare Folge des Akts dar, nicht als Erschlaffung des Phallus, sondern als Tod; erschlaft ist die Begierde der Zeugen. Daß der Tod am Weibe stattfand, erzählt die Wunde am linken, am Herzens-Liebesarm, und die Tatsache, daß die Finger trotz des Zerrens an dem Beugemuskel unbeweglich bleiben, beweist augenscheinlich den Tod. Die Geschlechtsteile sind durch ein kreuzweis gelegtes Tuch verhüllt: der beschämende Zustand des Unvermögens ist dem Blick entzogen. Auch der Daumen der rechten Hand, der so deutlich den Phallus versinnbildlicht, ist nicht zu sehen. Beides entspricht dem Verhalten des männlichen Menschen, der von den Mächten des Es gezwungen wird, entweder sich dem Bewußtsein seiner vernichteten Mannheit durch Schlaf zu entziehen oder diesen Verlust wenigstens vor dem weiblichen Menschen zu verstecken. — Das Schimpfwort „Schlappschwanz“, das in den letzten Jahren salonfähig geworden ist, beweist, wie groß die Schande solchen Todes ist. Die Kunstgeschichte erzählt, daß der Tote ein Erhängter war. Mag das nun wahr sein oder nicht — wenn es nicht wahr ist, beweist die Sage die symbolische Kraft des Unbewußten —; die Tatsache des Samenergusses bei dem Erhängen verstärkt meine Annahme, daß hinter der Handlung des anatomischen Unterrichts das Geheimnis von Zeugung und Sterben, von Liebe und Tod steckt.

Ich möchte schon hier darauf aufmerksam machen, daß Gestaltung und Gebrauchsgewohnheiten des Daumens ebenso wie Erkrankungen oder Verletzungen des Daumens von der Symbolkraft des Es beeinflusst sein können, ebenso wie irgendwelche Wunden ihre Entstehung, Form, Heilungsmöglichkeit vielfach von der Symbolik des Weiblichen oder Zwiengeschlechtigen erhalten.

Um in die Nähe des Es zu kommen, kann man auch einen andern Weg einschlagen, den Weg über die Sprache. Er kreuzt sich vielfach mit dem der Kunstbetrachtung, geht zuweilen parallel, ja streckenweise ist er derselbe. Auch hier zeigt am besten das Beispiel, was ich meine.

Schon in der Schule fiel es mir auf, daß Homer, wenn er von dem Dunkel der Zukunft spricht, die Wendung gebraucht: *θεῶν ἐν γούνασι κεῖται*. Es wird unserm Denken entsprechend übersetzt: „das liegt im Schoße der Götter“. Aber *γόνυ* ist nicht der Schoß, sondern das Knie. Die wörtliche Übersetzung lautet also: „es liegt in den Knien der Götter“. Die moderne

Wendung, daß die Zukunft in dem Schoße der Götter liegt, ist ohne Weiteres verständlich: Zukunft und Leibesfrucht sind dasselbe. Der Gedanke, daß der Grieche mit seiner Rede von den Knien vielleicht auch Zukunft und Kind gleichsetzte, ist mir zuerst aus der Erfahrung am Krankenbette gekommen. Bei der analytischen Behandlung von Kniegelenksentzündungen stieß ich immer wieder auf die Tatsache, daß der Kranke in seinen Mitteilungen aus dem Unbewußten die Anschwellung des Kniegelenks als ein Symbol der Schwangerschaft auffaßte. Damals war mir die Symbolik der Organe noch wenig bekannt, aber hie und da gaben Kranke die Erklärung, daß man den Oberschenkelknochen als Mann, die beiden Unterschenkelknochen als Weib und die Kniescheibe als Kind auffassen könnte. Lange Zeit habe ich solche Aussagen für Gefälligkeit gegenüber meiner Sucht, Symbole zu finden, gehalten. Dann wurde mir aber gelegentlich ein andrer Gedanke entgegengebracht. Kranke erzählten mir, daß sie das gestreckte Bein für ein Symbol der phallischen Erregung hielten, daß in der Streckung die Vereinigung von Mann und Weib dargestellt sei, während die davor liegende Kniescheibe, wie Alles, was vorn liegt, die Zukunft, das zukünftige Kind sei. Danach wäre das Knie Symbol des Männlich-Weiblichen und des Kindlich-Mannbaren. In der Beugung des Knies, ganz besonders im Knien, sahen diese Leute die Erschlaffung, die beim Manne nach der Geschlechtsvereinigung eintritt, eine Annahme, die in den Schwierigkeiten vieler Menschen beim Knien eine Art Bestätigung findet. Eines Tages stieß ich beim Durchblättern eines griechischen Lexikons auf die Redewendungen *ὀπολνεν* und *βλαπτεν τα γονατα τωρς*. Das Eine bedeutet töten, das Andre erschaffen machen. Das Lexikon setzt hinzu, daß dem Homer die Kniee als Hauptsitz der Körperkraft galten; es liegt nahe anzunehmen, daß für Homer die Tatsache des Stehens mit Hilfe der Kniee bestimmend wirkte, da ja das Stehen des Phallus überall als Zeichen der Manneskraft gilt. Setzt man statt des Worts Kraft Stärke, so ist die Vermutung nicht ganz unsinnig, daß dem Griechen und wohl auch dem Unbewußten des modernen symbolempfindlichen Kranken das gestreckte Knie Symbol der männlichen Potenz, des starren Phallus war oder ist; denn Stärke hängt zusammen mit starr. Der griechische Ausdruck *ὀπολνεν τα γονατα* (lösen der Kniee) für „töten“ führt dann zu der allbekannten Gleichung des Sterbens und Liebens bei den Griechen zurück; ich erwähnte sie gelegentlich der Rembrandtschen Anatomie. Das Knien wäre dann ein Ausdruck für das Unvermögen des Mannes nach vollzogenem Geschlechtsakt, *βλαπτεν* erschaffen machen.

Für diese Dinge findet sich in der lateinischen Sprache die Bestätigung. Das Knie heißt im Lateinischen *genu*; hängt man daran ein *s*, so wird es

genus, was unmittelbar zu dem Begriff der Fortpflanzung, zu dem männlich-weiblichen, kindlich-mannbaren Allmenschlichen führt.

Von diesem Punkte aus hat man eine erschütternde Aussicht. Die Etymologen behaupten allerdings, *genus* und *genu* hätten nichts miteinander zu tun; aber bei einer Wissenschaft, die so mit Vermutungen arbeitet, wie die Etymologie, braucht man nicht Alles zu glauben, was gesagt wird, zumal wenn sich herausstellt, daß in andern Zusammenhängen zwar nicht *genus* und *genu*, dafür aber *Knie*, *kennen*, *können*, *König*, *Kunst*, *Kind* und *Kinn* auf ein und dieselbe Wurzel zurückgeführt werden. Ehe mir nicht bewiesen wird, daß *genu* und *genus* nicht miteinander zusammenhängen, bleibe ich auf Grund des Symbols dabei, daß sie sprachlich verwandt sind.

Um sich in dem Labyrinth der Wortverbindungen zurechtzufinden, in dem die Etymologen harmlose Wanderer einfangen, fasse man den vielgeschichteten und wandelbaren Stamm „*kan*, *ken*, *kun*“, zu dem sich dann noch aus mir nicht bekannten Gründen „*gen*“ hinzugesellt. Man muß kühn dabei verfahren (aber *kühn* leitet sich auch von dem fruchtbaren Stamme *kan ken kun* her, also bleibt Alles wenigstens in der Familie). Angeblich enthält diese Wunderwurzel die Bedeutung „gebären“ in sich. — Bei dieser Gelegenheit erinnere man sich, daß gebären mit dem englischen *to bear* tragen (also mit Schwangersein) und mit dem schwedischen *barn* Kind (also mit Muttersein) zusammenhängt und daß es in nicht allzuweit liegender Vergangenheit im Deutschen gleicherweise für Zeugung und Geburt gebraucht wurde. — Von dieser Wurzel *kan ken kun* wird das Sanskrit-Wort *janu*-Knie abgeleitet. Andererseits soll von einer skrt. Wurzel *jan*-zeugen aus *janus*-Geburt, *janas*-Geschlecht, *jantu*-Kind zu unserm Ariadnefaden *kan ken kun gen* gehören. Aber *janu* und *janus* haben nach Meinung der Gelehrten ebenso wenig mit einander zu tun wie *genu* und *genus* im Lateinischen. Was soll man nun tun?

Das beste wird sein, man stellt die Aussagen der Etymologen nach eigenem Gutdünken zusammen, ohne sich um die Privatmeinung des Lexikographen zu kümmern. Um den Vorwurf allzugroßer Phantasiesprünge einigermaßen zu entkräften, stelle ich einen Satz aus Kluges „Etymologischem Wörterbuch“ (7. Auflage, 1910) voran, der sich in dem Abschnitt über das Wort „können“ findet: „Die weite Verzweigung der engverwandten idg. Wz. *gen gno* ‚erkennen‘, ‚wissen‘ ist allgemein anerkannt.“

Hält man sich an diese Verwandtschaft, so ordnen sich um den Begriff „Knie“ in den verschiedenen indogermanischen Sprachen in erstaunlicher Weise große Lebensgebiete.

Im Griechischen gehören zu dem Wort γονῶν-Knie γιγνώσκειν-erkennen

und γίγνεσθαι-werden, entstehen, geboren, erzeugt werden mit ihren Ableitungen. Was das bedeutet, ergibt sich, wenn man bedenkt, daß das Wort *Gnosis* oder *Gnostiker* (also ein gut Teil aller Philosophie und Religion) dadurch ebenso mit dem angeblich körperlichen Knie zusammengebracht wird wie das Wort *Genesis*-Entstehung oder *Genos*-Geschlecht. Weiter gehört in diese Verbindung γένυς-Kinn und γενναίανειν-einen Bart bekommen, mannbar werden.

Im Lateinischen gruppieren sich ähnlich, ja vielfach gleich um das Wort *genu*-Knie: *cognoscere*-erkennen, *nasci*-geboren werden, *genus*-Geschlecht. Ein besonderes Gebiet gerät dort mit in das Lawinenfeld, die Wissenschaft von den Zähnen: *dentes genuini*-Backenzähne. Es wird sich später zeigen, wie nahe verwandt das Zahnen mit Erzeugungs- und Geburtsvorgängen auch in der Welt der Symbole ist und damit auch im organischen Leben des Menschen, in seinem Sein und Werden. Wer alle diese Beziehungen gewissenhaft durcharbeiten wollte, müßte wohl einige Generationen lang leben und wirken.

Im Englischen gehört *knee*-Knie zusammen mit *to know*-kennen, wissen, *knowledge*-Kenntnis, *nation*, *native*, *gentry*, *gentleman*, *chin* etc.

Im Deutschen findet man rings um das Wort *Knie*: *kennen*, *können*, *König*, *Kinn*, *Kind*, *Kunde* und so fort.

In diesen kurzen Mitteilungen, die nur eine Art Einleitung zu weiteren Aufsätzen sein sollen, möchte ich nur auf Einiges aufmerksam machen, was für den Arzt erwägenswert ist. Ich habe vorhin behauptet, daß Kniegelenksleiden unter Umständen das Zwiegeschlechtswesen des Menschen, seine Kind-Mannbarkeit, Zeugungs-, Schwangerschafts- und Geburtsvorgänge im Symbol organischer Erkrankung darstellen, und habe mich dabei auf Mitteilungen aus dem Unbewußten meiner Patienten berufen. Das Nachsuchen in indogermanischen Sprachen scheint mir zu beweisen, daß solch Symbol bei der Entstehung der Sprachen mitgewirkt hat; daß das Symbol noch jetzt wirkt, halte ich, abgesehen von meinen persönlichen Erfahrungen in der Behandlung Kranker mit Hilfe symbolischer Gleichungen, auch deshalb für wahrscheinlich, weil die Macht des Worts in allen Lebensbeziehungen noch immer die gleiche ist wie vor Jahrtausenden. In einer Reihe von Sprachen klingt die Benennung des Gelenks zwischen Ober- und Unterschenkel fast gleich wie in längst gestorbenen Sprachen, und die Redewendung, daß der Mann das Weib erkennt, ist unsrer Zeit noch ebenso verständlich wie den Verfassern des Alten Testaments.

Daß ich das Wort *König* trotz einiger Bedenken in Zusammenhang mit Knie gebracht habe — unter Benutzung des vielgestaltigen *ken kan kun*

(*kuni* heißt im Gotischen vornehmes Geschlecht) — erleichtert mir die Mitteilung, daß Kniekranke nicht selten im Unbewußten von Phantasien über königliche Abstammung beeinflusst sind. Ich bin auch geneigt, die lateinische Bezeichnung *rex* für König auf das männliche Lebensprinzip des Aufrechtstehens zurückzuführen.

Eine Vermutung, die ich zufällig nicht in eigener ärztlicher Erfahrung habe prüfen können, ist, daß die gonorrhoeischen Kniegelenkserkrankungen eng mit der Begattungssymbolik des Gelenks verbunden sind und daß eine Behandlung darauf Rücksicht nehmen sollte.

Schließlich erwähne ich, daß die moderne Wissenschaft die alte fruchtbare Wurzel in dem Ausdruck „*Gen*“ zu neuem Leben gebracht hat. *Gen* umfaßt in der Vererbungslehre so viel, daß es sich in seinem Wert dem alten *Genesis* an die Seite stellen läßt. Ich will nicht behaupten, daß die Brücke zwischen dem homerischen θεων εν γοννασι κεῖται und der Vererbungslehre fest ist. Aber wie tropische Schlinggewächse Flüsse von Kilometerbreite und mehr überbrücken, so mag es auch hier sein. Die Wege zum Es sind wunderbarlich.

SOEBEN ERSCHIEN

CHAOS UND RITUS

Über die Herkunft der Vegetationskulte

von

EMIL LORENZ

Geheftet Mark 2.-

Inhalt: Der Vierbergelauf und seine keltische Grundlage — Das Problem der Vegetationskulte — Vegetationskult und Urverbrechen — Australische Riten — Die Totemwahl — Jagdtiere und Totentiere — Die Legende von St. Julian dem Gastfreien — Jagdtiere und Haustierte — Libidoschicksale vor der Urtat — Die konkrete Form des Urverbrechens — Die „Erfindung“ des Feuers — Die Frühlings- und Mit-sommerfeuer — Totemwahl — Ursprünge des Ackerbaues — Mutterrecht — Rückblick auf den kärntnischen Brauch; germanische Analogien — Projektion an den Himmel; Weltelternmythos — Der schlafende Kaiser im Berg

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien

Die Kraniche des Ibykus und die Fliegen des Mr. Breese

Von

Theodor Reik

In Schillers Gedicht vertraut der Sterbende, den Räuber überfielen, den vorüberfliegenden Kranichen die Rache an und der Mörder verrät sich selbst, da er die Vögel wiedersieht. Was wir in dem Gedicht beobachten, ist ein psychischer Vorgang. Das Erscheinen der Kraniche ist nur ein auslösendes Moment für die folgende Szene, das Wesentliche ist der unbewußte Geständniszwang des Mörders¹. Man ist versucht, die ursprüngliche Form der Sage von der Ermordung des Ibykus zu rekonstruieren², indem man die uns bekannten Glaubensvorstellungen antiker und primitiver Völker über die Eruierung unbekannter Verbrecher heranzieht.

Wir finden, daß der einfachste Weg zur Ermittlung eines unbekannten Mörders im Glauben der Primitiven der ist, den Toten zu befragen. Hier wollen wir den Fall ins Auge fassen, daß der Ermordete diesen kriminalistischen Dienst nicht leisten kann oder nicht leisten will. Einer der Wege, der dann zur Eruierung des Verbrechers führt, ist der des Tierorakels. So berichtet J. Dawson über bestimmte australische Stämme, daß Indizien für die Schuld des oder der Zauberer in einem Mordfalle in dieser besonderen Art gewonnen werden: wenn der Leichnam begraben ist, wird die Oberfläche des Grabes geglättet. Die erste Ameise, welche darüberläuft, zeigt die Richtung an, in welcher der Stamm wohnt, der den Tod verschuldet hat³. Diese Ameise beantwortet hier an Stelle des Toten die Frage nach dem Mörder. Bei den Watchandis Australiens⁴ wird der Erdboden rings um das Grab von Steinen, Pflanzen usw. entblößt und dann mit besonderer Sorgfalt völlig eben gemacht. Jeden Morgen sieht man dann nach, ob ein lebendes Wesen hier passiert hat. Sicherlich entdeckt man früher oder später Spuren irgendeines Tieres (es kann

1) Es ist beachtenswert, daß in Schillers Ballade die Szene auf dem Theater das unbewußte Geständnis des Verbrechers psychologisch vorbereitet.

2) Diese ursprüngliche Form ist natürlich hypothetisch angenommen; sie liegt den auf uns gekommenen Berichten, welche Schiller zur dichterischen Gestaltung anregten, zugrunde. Bekanntlich hat der Dichter den Stoff dem Wörterbuch des Suidas entnommen sowie je eine Stelle aus Plutarch und aus der griechischen Anthologie verwertet.

3) J. Dawson, Australian Aborigines, S. 68.

4) A. Oldfield, The Aborigines of Australia. Transactions of the Anthropological Society II. (1865), S. 246.

auch ein kleines Insekt sein) und die so angezeigte Richtung weist auf den Ort des Stammes hin, dem der böse Zauberer angehört. Die antike Auguralwissenschaft wurde sicherlich ebenfalls zu solchen Tierorakeln herangezogen, wenn es galt, Verbrechen aufzuklären¹. Die Wanyanwesi in Afrika sind überzeugt, daß der Tod immer durch Giftmord verursacht wird. Um einen solchen unbekannten Giftmörder zu entdecken, zerteilen die Bafume, eine Art Oberpriester und Zauberer, lebende Hühner und geben vor, die Namen der Schuldigen in den Eingeweiden zu lesen², ein Glaube, der sich auch bei anderen Völkern nachweisen läßt.

Wer ist eigentlich jene Ameise, oder jener Skarabäus, der über das Grab kriecht und den Mörder verrät? Das läßt sich unschwer erraten, wenn man sich des bei den antiken und halbwildern Völkern verbreiteten Glaubens an die Seelentiere erinnert.³ Die Seele wird später als Vogel gedacht; noch die Raben Odhins, die seine Begleiter sind, vertreten ihn selbst. Die Kraniche des Ibykus sind vielleicht an Stelle der Geier getreten, die von dem Leichnam gefressen haben; sie sind aber ursprünglich der Tote selbst in vervielfältigter Gestalt⁴. Es war ursprünglich ihr Flug, der als Anzeichen, als Indiz gewertet wurde, nicht der Ausruf des einen Mörders; es war die Richtung, die sie angaben wie die Ameise, welche über das Grab eines Eingeborenen in Australien kriecht. Kein Zweifel, für die primitiven Stämme ist dieses Indiz ebenso zuverlässig wie ein anderes sachliches Indiz für unsere Kriminalisten⁵.

Diese Ordaltiere, wie wir sie nennen wollen, sind vermutlich solche, welche mit dem Toten selbst in Berührung gekommen sind, vielleicht von dem Leichnam gefressen haben⁶. Der Begriff der Berührung wird in diesem Fall

1) Vgl. Ludwig Hopf, Tierorakel und Orakeltiere in alter und neuer Zeit. Stuttgart 1888.

2) G. P. Steinmetz, Rechtsverhältnisse von eingeborenen Völkern in Afrika und Ozeanien. S. 278.

3) Man vergleiche außer Wundt's „Völkerpsychologie“ Rudolf Kleinpaul, Die Lebendigen und die Toten. Leipzig 1898, S. 12ff.

4) Die Sage vom Tode des Ibykus von Rhegium hat ihre deutsche Parallele in der Erzählung vom heiligen Meinrad und seinen Raben. Die Vögel verfolgen den Mörder des Heiligen, erheben ein furchtbares Geschrei, fliegen ihm um den Kopf und bringen so das Verbrechen zur Aufklärung.

5) Es hat eine magische Bedeutung für Hektor (Ilias XII. 239), wohin die Vögel sich wenden:

„Ob sie rechts hinfliegen, zum Tagesglanz und zur Sonne
Oder auch links dorthin, zum nächtlichen Dunkel gewendet“.

6) Zu diesen Tieren gehört auch die Fliege. Die Brut der Leichenfliege (Sarcophaga Mortuorum) nährt sich von Leichen. — In der Philisterstadt Ekron gab es (2. Kön. 12) ein Fliegenorakel, zu dem der israelitische König Ahasja schickt. Der als Orakel benützte

in dem weiteren Sinne genommen wie bei dem Phänomen des primitiven Tabuglaubens; so werden Tiere, die in der Nähe eines Toten waren, hier einbezogen. Die Ordaltiere erfüllen also eine magische Funktion. Die Tatsache, daß sie ursprünglich der Tote selbst in Tiergestalt sind, läßt sich leicht mit der anderen vereinen, daß sie in manchen Fällen als Geister oder übernatürliche Wesen erscheinen.

Die primitive Vorstellung, daß eine Ameise, die über das Grab eines Toten kriecht, den bösen Zauberer und Mörder angibt, muß jedem naturwissenschaftlich Erzogenen phantastisch vorkommen. Natürlich sind so abergläubische Glaubensvorstellungen, welche einen Kausalzusammenhang etwa zwischen der Richtung eines fliegenden Tieres und dem Aufenthalt eines unbekannten Verbrechers annehmen, unserer Kriminalistik, welche mit den modernsten Mitteln der exakten Wissenschaft arbeitet, fremd. Nicht nur dies; die ganze „prälogische“ Denkungsart der Naturvölker unterscheidet sich so fundamental von dem diskursiven, streng logischen Denken der modernen Kriminalistik, daß es fast sakrilegisch ist, die beiden Betrachtungsweisen in einem Atem zu nennen. Um den ganzen Abstand, der ein gewaltiges Stück der Kulturentwicklung kennzeichnet, zu erkennen, braucht man den Beispielen der primitiven Zauberpraktiker und des ihnen zugrundeliegenden Glaubens nur einen Fall von kriminalistischer logischer Schlußfolgerung entgegenzustellen. Warum sollten wir nicht ein Stück Genugtuung aus der Überlegung gewinnen, wie weit der Kulturfortschritt auch auf diesem, dem kriminalistischen Gebiet, gegangen ist? Ein guter Beobachter¹, der die Vereinigten Staaten von Nordamerika bereist hat, erkannte einen charakteristischen Zug in der Aufschrift auf dem Bahnhofe einer kleinen Stadt, die den Reisenden in besonders großen Lettern zurief: „*See us increase!*“ (Sieh uns wachsen!) Warum sollten wir uns nicht in ähnlicher Art unserer kulturellen Errungenschaften freuen? Da kommt uns ein vorzügliches Beispiel aus der amerikanischen Kriminalgeschichte der letzten Jahre zurecht:

Am Morgen des 5. Juni 1925 war der angesehene Millionär Mr. Ellington Breese in Philadelphia ermordet aufgefunden worden. Es bestand kein Zweifel, daß Breese durch Giftgas, das während der Nacht in seinem Schlafzimmer erzeugt worden war, getötet wurde. Breeses Diener, ein Neger, hatte seinen Herrn um 8 Uhr Morgens tot im Bette gefunden. Auf dem Kaminsims fand

Baalzebub ist der Herr der Fliegen. Bei den skandinavischen Stämmen der Germanen waren auch die Fliegen neben den Pferden und Vögeln Orakeltiere. (H o p f, Tierorakel und Orakeltiere, S. 115ff.)

1) André Siegfried, Les Etats-Unis d'aujourd'hui. Paris. 1928.

man eine Glasflasche mit einem Fassungsraum von ungefähr einem Liter, daneben einen Stöpsel. Das Gefäß war von der Art, wie man es in chemischen Laboratorien verwendet. Nach Aussage der Sachverständigen hatte man eine bestimmte chemische Flüssigkeit auf eine zweite gegossen, wodurch das Giftgas erzeugt worden war. Das Gas mußte sich dann rapid im Zimmer verbreitet haben. Weder an dem Glasgefäß, noch an anderen Gegenständen wurden Fingerabdrücke gefunden. Jedes Lebewesen im Zimmer war unter der fast augenblicklichen Wirkung des Gases getötet worden, obwohl die beiden Fenster (Schiebefenster mit Vorhängen) zwanzig Zentimeter vom unteren Rand offenstanden. Der Stieglitz lag tot im Käfig. Viele Fliegen und Mücken lagen tot am Fensterbrett.

Zwei junge Männer, die beide Kenntnisse in chemischen Dingen hatten und die Lebensverhältnisse des Ermordeten gut kannten, wurden unmittelbar des Mordes verdächtigt. Der eine war Walter Breese, der Neffe und gleichzeitig der einzig überlebende Verwandte des Toten. Der andere war Breeses Privatsekretär Adam Boardman. Beide beteuerten ihre Unschuld, beide konnten auch ein gewisses Alibi nachweisen. Polizeiliche Auskünfte ergaben, daß beide weder Schulden noch kostspielige Verhältnisse hatten. Auffällig schien nur, daß man beiden ein starkes Motiv zur Tat zuschreiben durfte. Das Testament Breeses lautete nämlich dahin, daß die Hälfte seines großen Vermögens Wohltätigkeitsanstalten, die andere Hälfte aber, etwa eine halbe Million Dollar, zwischen dem Neffen und dem Sekretär geteilt werden sollte. Diese testamentarischen Bestimmungen waren beiden bekannt. Die ärztliche Untersuchung wurde zwei Stunden nach Auffindung der Leiche durchgeführt. Sie ergab, daß Breese mindestens vier, möglicherweise aber bereits zehn Stunden tot sei. Nach der Lage des Leichnams in seinem Bette mußte der Tod völlig überraschend eingetreten sein. Die Kriminalisten hatten den Neffen und den Privatsekretär gleichermaßen in Verdacht. Man konnte den Mörder überführen, so lautete das vorläufige Ergebnis ihrer Arbeit, wenn man annähernd die Stunde ermitteln könnte, in der das giftige Gas in Breeses Schlafzimmer erzeugt worden war. Von dieser Bestimmung hing alles ab.

Der Privatsekretär Boardman gab nämlich an, daß er sich bis kurz nach zwölf Uhr bei Breese befunden habe. Die Haushälterin Breeses, deren Zimmer unmittelbar neben dem Mordzimmer im zweiten Stock lag, sagte aus, daß der Sekretär das Haus gegen zwölf Uhr verlassen hatte. Boardman hatte mit Breese eine dringliche Angelegenheit, deren Wichtigkeit er auch vor Gericht beweisen konnte, besprochen. Er gab an, er sei noch einmal zurückgegangen, um seine vergessene Aktentasche zu holen. Bei dieser Gelegenheit hatte er auf Breeses Wunsch das elektrische Licht im Schlafzimmer abgedreht und das Fenster bis

auf einen Spalt von zwanzig Zentimeter geschlossen. Nach dem Verlassen des Hauses war er direkt in seine Wohnung gegangen, die er mit zwei anderen jungen Leuten teilte. Sein Alibi für den Rest der Nacht war zuverlässig.

Der Neffe Walter Breese war verreist gewesen und war gegen ein Uhr früh unerwartet aus Washington zurückgekehrt. Die Haushälterin hatte ihn kommen hören und hatte mit ihm im Korridor des zweiten Stockwerks gesprochen. Sie hatte gefragt, ob er noch etwas wünsche. Walter Breese antwortete, er habe keinen Hunger und wolle sogleich zu Bett gehen. Er erkundigte sich noch, wie es dem Onkel gehe, und erfuhr, daß Mr. Breese noch bis Mitternacht eine geschäftliche Besprechung mit seinem Sekretär gehabt habe. Dann stieg Walter Breese in sein Zimmer, das im dritten Stock lag, hinauf. Die Haushälterin sagte noch aus, sie habe wegen ihres Rheumatismus nicht vor vier Uhr einschlafen können. Sie hätte Schritte zur Tür des Ermordeten hören müssen. Die Kriminalbeamten gelangten später zu folgendem Schlusse: Wenn Breese vor Mitternacht starb, war der Sekretär Boardman der Mörder. Wenn Breese nach Mitternacht starb, mußte der Neffe das Giftgas erzeugt haben.

Walter Breese hatte die Tat begangen. Der Schluß von den Indizien auf den ungefähren Zeitpunkt des Mordes und damit auf den Mörder ging von einer einzigen Beobachtung aus: die tot aufgefundenen Fliegen und Mücken waren sämtlich auf dem Fensterbrett und nicht im Zimmer verstreut gefunden worden. Das wies darauf hin, daß sich das Gas erst nach Tagesanbruch im Zimmer ausgebreitet haben konnte. Die Gründe für diese Annahme lagen klar zu Tage: das Giftgas mußte natürlich kleine Insekten wie Fliegen und Mücken augenblicklich getötet haben. Folglich mußten die Fliegen und Mücken sich beim Fenster befunden haben, als sie vom Gas erreicht wurden. Daraus kann man schließen, daß es um diese Zeit bereits licht im Zimmer wurde. In einem sonst dunklen Raum lockt das beim Fenster einfallende Licht die Insekten ans Fenster. Wäre das augenblicklich tötende Gift im Dunkel der Nacht oder gar bei brennender Nachtlampe erzeugt worden, so hätte man nicht alle Insekten tot am Fensterbrett gefunden ¹.

Auf Grund dieser Indizien wurde Walter Breese in ein neuerliches scharfes Kreuzverhör genommen: er brach schließlich zusammen und legte ein Geständnis ab. Bei Tagesanbruch hatte er sich vom dritten in den zweiten Stock hinabgeschlichen. Spielverluste hatten ihn zu dem Verbrechen getrieben. Er wurde anfangs 1926 hingerichtet.

1) Es kann nicht unsere Aufgabe sein (es ist auch für unsere Zwecke unwesentlich), zu überprüfen, ob die hier dargestellte kriminalistische Schlußfolgerung richtig ist oder zu Einwänden berechtigt; es kommt uns lediglich auf die Rekonstruktion des psychologischen Prozesses an.

Niemand wird ernsthaft daran denken, die so scharfsinnigen Schlußfolgerungen der Philadelphiaer Kriminalbeamten mit den abergläubischen, auf Magie basierenden Vorstellungen australischer Mediziner in eine Linie setzen zu wollen. Und doch ist es eine Linie, wenngleich keine gerade, sondern eine vielfach gewundene Linie mit seltsamen Krümmungen, welche die Entwicklung menschlicher Einrichtungen widerspiegelt. Die kühle, logische Überlegung und Schlußfolgerung der Kriminalisten, die sich völlig im Abstrakten abspielt und zu so sicheren Resultaten führt, und der Aberglaube der Naturvölker, der geheimnisvolle Kausalverbindungen knüpft, die jenseits jeder uns zugänglichen Logik sind, haben nichts miteinander zu tun. Und doch: die Ameise, die über das Grab eines Ermordeten läuft, und die Fliegen im Zimmer des toten Mr. Breese — haben sie nicht dieselbe Funktion, nämlich die, zu helfen, den Mörder ausfindig zu machen? Die Überlegungen der amerikanischen Kriminalpolizei in dem dargestellten Falle gingen von einer Beobachtung aus so wie die Einsicht des australischen Zauberers — und doch scheint eine Welt zwischen den zwei Betrachtungsweisen zu liegen.

Wie gelangt der Zauberpriester der Wilden (und sein Volk) zu der Ansicht, daß die Ameise die Richtung angibt, in der sich der unbekannte Mörder befindet? Das ist so mysteriös, daß man, um es zu verstehen, etwas noch Mysteriöseres annehmen muß: nämlich daß im Glauben dieser Stämme die Ameise, die aus dem Grabe kommt, den Toten vertritt, ja ursprünglich dieser Tote selbst ist. Dieser Glaube aber hat seine tiefliegenden seelischen Voraussetzungen und Motive, von denen wir einige der wichtigsten zu erraten meinen.

Wie steht es nun mit jenem Kriminalkommissär in „*God's own country*“, den wir Inspektor Smith nennen wollen, und dessen Schlußfolgerungen die Aufklärung des Giftmordes an Mr. Breese zu verdanken ist? Nun, er ist natürlich offiziell ein Methodist oder Presbyterianer, im intimeren Freundeskreis ein „*agnostic*“. So unsinnige oder groteske Anschauungen wie die des australischen Zauberpriesters liegen ihm völlig fern. Er arbeitet nicht mit magischen Vorstellungen, sondern mit logischen Schlüssen. Für den Mordfall Breese z. B. war nicht etwa ein geheimnisvoller Glaube, sondern die Angabe entscheidend, wann genau der Tod eingetreten war. Nach der Untersuchung des Tatortes fällt der Blick des Inspektors vielleicht noch einmal auf die Fliegen am Fensterbrett. Er hat sie natürlich schon früher bei der genauen Untersuchung bemerkt. Sie gehören ja mit zu den Tatbestandselementen und werden in der Tatortsbeschreibung erscheinen: sie sind dem Gift ebenso rasch erlegen wie der Tote im Bette. Was dem Inspektor jetzt aber auffällt, ist etwas anderes: merkwürdig, wie sie alle da auf dem Fensterbrette liegen! Und nun, so meint der Laie, vollzieht

sich, von dieser keineswegs ungewöhnlichen Apperzeption ausgehend, ein präziser, rein logischer Schluß, eine exakte Verstandesoperation: die Fliegen müssen, da sie alle am Fensterbrett liegen und da sie augenblicklich vom Gift getötet wurden, in der Frühe ermordet worden sein, da sie sich erfahrungsgemäß in einem dunklen Zimmer zum Fenster drängen, wenn dort Licht einfällt. So scheint der Gedankengang des Kriminalbeamten gewesen zu sein. Ich glaube aber nicht, daß diese Beschreibung mehr als die oberste psychische Schicht wiedergibt, sie berücksichtigt die tieferen Schichten des Denkvorganges in keiner Art. In Wahrheit handelt es sich zum großen und sicherlich zum wesentlichen Teil um einen unbewußten Denkprozeß, der sich hinter diesen rein logischen Schlußfolgerungen eher verbirgt als daß er aus ihnen erkennbar wird. Der Anblick der am Fenster liegenden toten Fliegen hat den Inspektor, der den Tatort mit minutiöser Sorgfalt untersucht hat, wieder zum Gedanken an den Hergang der Tat, d. h. hier an den Ermordeten selbst, zurückgeführt. Durch eine jener unbewußten Identifizierungen, die sich in einer dem Ich unzugänglichen Ebene abspielen, wurde der Tote und die Fliegen einander gleichgesetzt, sozusagen zu einer durch dieselbe Gefühlseinstellung gebundenen, gedanklichen Einheit. Das ist ja phantastisch, könnte man einwerfen, das heißt ja, daß der nüchterne Kriminalbeamte fast auf der Stufe des australischen Wilden steht, der die Ameise auf dem Grabe und den Toten in seinem Denken miteinander in Verbindung setzt. Gerade unter dem Einflusse eines Affektes, dessen Ausmaß dem Ich nicht bekannt sein muß, kommen solche Gleichsetzungen unbewußter Art vor. Sie stellen Regressionen in eine bewußt verschwundenene Vorstellungswelt dar, wie wir sie bei den wilden Völkern und bei Kindern voraussetzen dürfen. Der dünne Firnis der Kultur, dessen Haltbarkeit wir sehr überschätzen, ist für die Dauer von Sekunden abgestreift, und der Einzelne ist für diese kurze Zeit unbewußt zu einer sehr frühen und indifferenzierteren Stufe des Denkens zurückgekehrt. Vermutlich steht der seelische Vorgang demjenigen am nächsten, der in der Psychogenese des Witzes von Freud rekonstruiert wurde: in unserem Beispiele ist ein vorbewußter Eindruck, eben der Inhalt jener Beobachtung („merkwürdig, wie da alle Fliegen am Fensterbrett liegen“), für einen Zeitbruchteil ins Unbewußte gesunken und hat dort eine Verarbeitung erfahren, die zu dem überraschenden Resultat führte. Das Ergebnis des seelischen Vorganges wurde vom Bewußtsein erfaßt, der Prozeß selbst blieb unbewußt und kann nur regressiv erschlossen werden. Das Wesentliche jener unbewußten Verarbeitung geht von der Identifizierung der Fliegen mit dem Ermordeten aus, einer Gleichsetzung, die durch die Tatsachen der Anwesenheit im selben Raum, der Tötung im gleichen Augenblick und derselben Todesursache vorbereitet war. In diesem Augenblick der Absence

wurde also unbewußt die Schranke zwischen Mensch und Tier, die von so fundamentaler Wichtigkeit für unsere Welt ist, im Denken des sicherlich fortschrittlich orientierten Inspektor Smith aufgehoben, ohne daß ihm dies oder die Ähnlichkeit seines Denkvorganges mit dem eines „coloured“ zum Bewußtsein gekommen wäre. Der gedankliche Vorgang von der Beobachtung (die Fliegen liegen alle tot am Fensterbrett) bis zum Denkresultat (die Fliegen und Mr. Breese wurden am Morgen getötet), muß einem Kurzschluß verglichen werden. Die Einzelheiten des psychischen Ablaufes entziehen sich noch der psychologischen Analyse, doch darf man gewisse Vermutungen über sie aussprechen, wenn man den Vorgang mit ähnlichen, uns besser bekannten psychischen Prozessen vergleicht. So glaube ich annehmen zu können, daß sich bestimmte affektive Momente schon in den Wahrnehmungsakt, der den Fliegen galt, mengten. Unbewußt war ein wirksames Stück Affektbesetzung beim Leichnam Breeses verblieben. Dieser unbewußte Affekt, der unerledigt ist, begleitet sozusagen den gedanklichen Ablauf der nächsten Minuten. Auch er vollzieht sich nur zum Teile in der Bewußtseisebene. Die Tatsache, daß alle Fliegen und Mücken tot am Fensterbrette lagen, muß sich mit einem vorbewußten Eindruck, daß sie ins Freie, ans Licht, ja fliehen wollten, verbunden haben. Erst nachher, gleichsam zur Legitimierung dieses affektbetonten Zusammenhanges vor der Verstandesinstanz, kam dann die Schlußfolgerung: es muß schon gegen Tag gewesen sein. So unglaublich dies auch klingen mag, der logische Prozeß geht der Erkenntnis nicht voraus; er folgt ihr vielmehr nach. Das Resultat, zu dem unser Kriminalbeamter gelangte, und dessen logische Präzision wir bewunderten, ist nicht das Ergebnis scharfen und anhaltenden bewußten Nachdenkens (oder nur zum geringsten Teile), sondern die gedankliche Verarbeitung eines aus dem Unbewußten aufsteigenden Einfalls mit den Mitteln, welche uns die Bewußtseinsinstanzen zur Verfügung stellen. Die wichtigste Funktion des logischen Prozesses wäre dann die Erkenntnis, die auf unbewußtem Wege zustandekam, zu gliedern, ihr die Form einer logischen Operation zu geben und sie gleichzeitig auf ihre Zuverlässigkeit zu prüfen. Wir ahnen, daß dieser besondere, sekundäre Charakter der logischen Prozesse weit über unseren Gegenstand hinausgeht und noch nicht genügend gewürdigt wurde.

Wie kommt es nun von dem speziellen Eindruck, der den Fliegen gilt, zu der Erkenntnis: der Mord an Mr. Breese ist vor Tagesanbruch und nicht in der Nacht geschehen? Hier greift der Vorgang auf jene unbewußte Affektbesetzung, die dem Toten gilt, zurück, erhält diese ein Stück Erledigung. Die Wahrnehmung der Situation der tot daliegenden Fliegen hat sich unbewußt mit dem Gedanken an die Mordszene verlötet. Der Gedanke oder die gedank-

liche Gleichsetzung: die Fliege, die bei Tagesanbruch gegen das Fenster fliegt, zum Licht, in die Freiheit will, und der unglückliche alte Mann, der seinen Todeskampf zur selben Stunde kämpft, ist hier aktuell geworden. Wieder wird sich erst später das logische Denken dieses unbewußten Gedankens bemächtigen und ihn aus seiner amorphen Form in die einer Schlußfolgerung verwandeln, die dem forschenden und prüfenden Verstand präsentiert werden kann. Aus dem Rohmaterial solcher unbewußten Eindrücke und Gedanken schält sich gleichsam die Zeitangabe los, die vom Bewußtsein erfaßt und in ihrer Bedeutung für die Verbrechensaufklärung gewürdigt wird. Vielleicht ist noch die Schlußfolgerung: wenn Breese bei Tagesanbruch ermordet wurde, muß der Neffe sein Mörder sein, auf demselben Wege über unbewußte Eindrücke an die Oberfläche gelangt, hat erst später Anschluß an die kausale Kategorie und an einen logischen Überbau gefunden. Es ist sehr wahrscheinlich, daß auch sie aus unbekannten psychischen Tiefenschichten aufstieg und sich erst später als Verstandesoperation verkleidet hat. Die logischen Prozesse können ihre Herkunft nicht ganz verleugnen; noch in ihnen wird ein freilich psychologisch sekundärer, künstlicher Zusammenhang zwischen Mr. Breese und den Fliegen, eine nun zeitlich bedingte Verknüpfung hergestellt. Die logische Schlußfolgerung des Kriminalisten ist nur scheinbar das Wesentliche unseres Falles; entscheidend ist vielmehr der unbewußte Vorgang, namentlich die verborgene Identifizierung zwischen Mr. Breese und den Fliegen. Was so überraschend, anscheinend als letztes Glied einer logischen Kette zu Tage trat, war unbewußt schon vorbereitet. Die Überraschung lag in der Begegnung und im Wiedererkennen eines bereits Erkannten, das verdrängt wurde. In unserem Falle ist dieses Stück Verdrängte eben jene affektive und gedankliche Gleichsetzung von Tier und Mensch.

Ich fürchte, wir haben uns weit von unserem Gegenstand, der sich auf das Wesen der Indizien beschränkt hat, entfernt. Der Rückweg ist leicht gefunden, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die Ameisen des australischen Zauberpriesters wie die Insekten im Sterbezimmer Mr. Breeses im kriminalistischen Sinne Indizien sind. Beide gehören zur „*circumstantial evidence*“, wie es der Philadelphiaer Inspektor bezeichnen würde, beide weisen auf den unbekannten Verbrecher hin. Ich glaube gezeigt zu haben, in wie tiefem psychologischem Zusammenhange noch die Betrachtungsweise der modernen Kriminalistik, die sich ihres rein naturwissenschaftlich-technischen Charakters rühmt, mit der abergläubischen Auffassung australischer Stämme auf der tiefsten Kulturstufe steht. Aller Fortschritt in der Kriminalistik konnte die animistische Denkweise unserer Ahnen nicht völlig überwinden, ja alte Denkwege mußten sich rationalistisch verkleiden und mit logischen Mitteln cachieren, wie im Kriege

Wege, die vom Feinde eingesehen werden konnten, künstlich verdeckt wurden. Das Wesentliche für unsere Untersuchung liegt aber nicht im Nachweis dieser unbewußten Verhüllung, sondern in dem der Herkunft der Indizien des modernen Strafrechtsprozesses aus dem Kreise rohester, abergläubischer Vorstellungen, die wir längst überwunden zu haben glaubten.

Unsere Zeit und die Kriminalistik unserer Zeit kennt freilich keine Tierorakel und keine Orakeltiere, welche das Altertum und die halbwilden Völker in den Dienst der Verbrechensaufklärung gestellt haben. Wir verfolgen nicht mehr mit gespannten Sinnen den Weg einer Ameise, die uns als magische Botin des Toten oder der Götter erscheint und uns zeigt, in welcher Richtung wir den Mörder zu suchen haben. Ein einziger Nachklang jener uralten Symphonie des magischen Glaubens, der einmal den Erdball umfaßte, dringt in unsere nüchterne Zeit, eine einzige Spur des alten Tierorakels ist noch erhalten, allerdings in so veränderter Form, daß sie schwer als solche erkannt werden kann. Auch handelt es sich nicht mehr um ein Orakel, sondern um ein ganz rationelles und methodisch angewandtes Hilfsmittel des kriminalistischen Ermittlungsdienstes; ich meine die Arbeit des Polizeihundes.¹ Er wird auf die Spur des unbekannten Verbrechers gesetzt², verfolgt die Fährte

1) Vgl. A. Hellwig, Verwendung von Polizeihunden. Preußisches Kommunalarchiv. Bd. 2. S. 398 ff. — Friedo Schmidt, Verbrecherspur und Polizeihund. Augsburg 1910, sowie Polizeihunderfolge deutscher Schäferhunde und neue Winke für Polizeihundführer, Liebhaber und Behörden. Augsburg 1911.

2) Hier sei nur ein einziges Beispiel der Arbeit und des Erfolges von Polizeihunden angeführt, das ich A. Hellwig (Moderne Kriminalistik. Leipzig, 1914. S. 33 f.) entnehme: „Auf dem Gute Dallmin in der Westpriegnitz war ein neunjähriges Mädchen in eine Tannenschonung gelockt und ermordet worden; am Abend fand man die Leiche. Am nächsten Morgen führen zwei Schöneberger Schutzleute mit ihren Polizeihunden „Prinz“ und „Bolko“ nach Dallmin, wo unterdessen schon ein Havelberger Polizeihund vergeblich versucht hatte, die Spur zu verfolgen. Witterung wurde an den Kleidern des Kindes gegeben. „Prinz“ führte, während es fortgesetzt schneite, durch die Schonung und dann zu dem Kutscherhaus des Gutes; von dort aus war die Spur des tiefen Schnees wegen nicht mehr zu verfolgen. Doch hatte man einen gewissen Anhalt, daß der Täter unter den Gutsleuten zu suchen sei. Verdächtig war ein Arbeiter wegen seiner Kratzwunden im Gesicht und einsechzehnjähriger Gärtnerlehrling, der aber von dem Vater der Ermordeten und von dem Untersuchungsrichter für unschuldig gehalten wurde. Dieser Lehrling wurde unter den Gutsleuten aufgestellt und dem Hunde darauf an dem unteren Teile der Schürze des Mädchens Witterung gegeben, da es sich offenbar um einen Lustmord handelte. Der Hund suchte zunächst im Zimmer herum; als er an den Lehrling kam, bellte er sofort und blickte abwechselnd seinen Führer und den Verdächtigen an. Der Lehrling beteuerte zunächst auch weiterhin seine Unschuld und gab an, er sei vom Hund nur deshalb gestellt worden, weil er beim Suchen nach der Leiche diese unter den Armen gefaßt und hochgehoben habe. Erst als man ihm vorhielt, daß der Hund nur an dem unteren Teil der Schürze Witterung erhalten habe, gab er das

und verbellt den Täter, falls er erreichbar ist, noch nach Tagen. An die Stelle der primitiven Zauberpraktiken haben wir die kriminalistische Ausnützung der Dressur gesetzt.

Leugnen auf. Er gestand auch, daß er das zur Mordtat benutzte Taschenmesser in der Schonung weggeworfen habe. Am nächsten Tage wurde in der Nähe des Tatortes „Bolko“ an den Händen des Mörders Witterung gegeben, worauf er nach kurzer Zeit das unter einer Tanne liegende Mordmesser apportierte.“

Im April erscheint:

Vier psychoanalytische Krankengeschichten

Von

Sigmund Freud

Kleinoktavausgabe, 464 Seiten, in Ganzleinen Mark 5.—

Inhalt: Bruchstück einer Hysterie-Analyse („Dora“) — Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben („Der kleine Hans“) — Bemerkungen über einen Fall von Zwangsneurose („Rattenmann“) — Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia („Schreber“)

„... Es berührt mich selbst eigentümlich, daß die Krankengeschichten, die ich schreibe, wie Novellen zu lesen sind und daß sie sozusagen des ernstesten Gepräges der Wissenschaftlichkeit entbehren. Ich muß aber mich damit trösten, daß für dies Ergebnis die Natur des Gegenstandes offenbar eher verantwortlich zu machen ist als meine Vorliebe... Eine eingehende Darstellung der seelischen Vorgänge, wie man sie vom Dichter zu erhalten gewohnt ist, gestattet mir, doch eine Art von Einsicht in den Hergang des Leidens zu gewinnen. Solche Krankengeschichten haben vor psychiatrischen eines voraus, nämlich die innige Beziehung zwischen Leidensgeschichte und Krankheits-symptom...“

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien, I., In der Börse

D A S E C H O D E R P S Y C H O A N A L Y S E

„Woher nimmt dieser Mensch die Unbeirrtheit seiner Richtung?“

In der „Prager Presse“ vom 14. Februar gibt Richard Messer einen Überblick über die letzten Veröffentlichungen der psychoanalytischen Literatur. Er schließt ihn mit folgenden Sätzen:

„Wie wenig Freuds Lehre sich in den Grenzen des gedruckten Papiers erschöpft, zeigt nichts so klar, wie seine einzigartige Eingestelltheit zur Mitwelt. Er hat Anhänger, ungezählt, wie Sand am Meere; er hat auch Feinde, die zahlreich und mächtig sind und die die Stoßkraft seiner Lehre genauer beurteilt haben, besser übersehen, als mancher Anhänger. Aus der Klarheit ihrer diesbezüglichen Abschätzung, aus der richtigen Errechnung der noch möglichen und wahrscheinlichen Wirkung schöpfen sie ja die Heftigkeit ihrer Ablehnung, zu der sie ihre guten Gründe haben. Sie wissen schon, worum es geht. Sigmund Freud, der nun bald 76jährige, geht zwischen ihnen hindurch, wie ein Heiliger durch die Versuchungen. Sie können ihm nichts anhaben, weder die mit Lorbeeren in den Händen, noch die mit faulen Äpfeln in den Körben. Er geht weiter und blickt mit derselben ruhigen und durchdringenden Unbeirrtheit durch alle wie durch Fenster hindurch. Woher nimmt dieser Mensch die Unbeirrtheit seiner Richtung? Ist er Leidenschaften, Anfechtungen, Voreingenommenheiten, allen übrigen Menschlichkeiten nicht ebenso unterworfen wie wir alle? Sicher ist er das und er ist auch der erste dies festzustellen. Aber eines erhebt ihn über die meisten, die allermeisten, die mit uns wandeln. Irgendwie ist er schon in Drachenblut gebadet worden: es ist der Punkt der Eitelkeit an ihm nicht zu entdecken. Man zeige unter allen denen, die im „Who is who?“ unseres Zeitalters verzeichnet stehen, einen Mann, bei dem im ganzen Lauf seines langen, vielverherrlichten und vielgescholtenen Lebens die Facta der Eitelkeit, gleichviel welcher Art, derart mit Null beziffert werden müssen, wie bei — Sigmund Freud“.

•

Wir wollen hier noch wiedergeben, was Richard Messer zur Charakterisierung der vier psychoanalytischen Zeitschriften ausführt:

„Vier große Zeitschriften, die alle weit über die Grenzen sonstiger fachwissenschaftlicher Veröffentlichungen in die Kreise der geistig überhaupt Mit-tätigen hineingedrungen sind, beziehen ihren ganzen Impuls aus der psychoanalytischen Kraftzentrale und strahlen in unausgesetzter Auswirkung nach allen Richtungen praktisch umgestaltend und umwertend mächtig aus: die *Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse*, die nicht nur international heißt, wie so vieles andere auch, sondern es wirklich ist, denn sie wird wirklich in der ganzen Welt überall gelesen, von Ärzten und von vielen Anderen, Laien verschiedenster Berufsart, etwas was nur sehr wenige deutsche Zeitschriften von sich sagen können; zweitens: *Imago*, („Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Natur- und Geisteswissenschaften“), die bereits in diesem Titel sich zu dem Programmpunkt bekennt, die Anwendung psychoanalytischer Betrachtungsweise — wie schade, daß man aus Schamgefühl bald nicht mehr einfach Weltanschauung wird sagen können, da dies Wort bereits zu Tode kompromittiert ist! — auf allen Gebieten der Erkenntnis neben und mit den bisherigen Methoden zu befürworten, sie einzureihen in die selbstverständlich zur Anwendung gelangenden Lösungsmethoden, so oft wir vor ungeklärten und unge-lösten Problemen stehen; drittens, die *Psychoanalytische Bewegung*, die vielleicht am ehesten eine Art Generalstabszentrale für die Propaganda, für die Expansionsbestrebung der Richtung darstellt; und viertens die *Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik*, deren Tragweite und Ausstrahlungskraft, Artilleristen würden sagen: Streuung, die bedeutendste ist... Rein grundsätz-lich betrachtet, wird heute der entschlossenste Freudgegner nicht mehr daran zweifeln, daß unter den vielen Kräften, die mitwirken und mitwirken werden, wenn wir im Laufe der nächsten 20 Jahre unser Schulwesen von Grund auf neuerrichten, mit ganz neuen Zielen, ganz neuen Methoden, ganz neuen Mitteln, die Psychoanalyse als Komplex, die psychoanalytische Beobach-tung des Kindes und des jungen Menschen beiderlei Geschlechts bis zum 24. Lebensjahr, eine der entscheidendsten sein wird.“

Körperbildung durch das Es

In der „Biologischen Heilkunst“ veröffentlicht der Biologe Bruno M. Klein (Wörtern, N.-O.) eine größere Abhandlung „Über den psychischen Einfluß auf Formbildung und Veränderung des Körpers“. Der Verfasser geht von jener extremen Richtung innerhalb der Psychoanalyse aus, die den Einfluß des Unbewußten auf organische Vorgänge am höchsten einschätzt (Groddeck, Felix Deutsch, Jelliffe), und versucht die Befunde der Psychoanalyse durch Material aus einem fernliegenden Gebiete, dem der Einzelligen, der Protozoen zu ergänzen und zu stützen. Der Verfasser hat in einer Reihe früherer Arbeiten zur Protistenkunde sich besonders mit einer gewis-

sen Neigung der Infusorien, Silbersalz zu speichern und unter entsprechenden Bedingungen zu reduzieren, beschäftigt, ein System der Darstellung dieser „Silberlinien“ entwickelt und kann nun dieses System erfolgreich zur Demonstration gewisser nervöser, bzw. formorganisierender Vorgänge heranziehen. Die merkwürdigste Erscheinung, die das Silberliniensystem produziert, ist sein Verhalten während der Konjugation zweier Tiere; die Systeme der beiden Partner verwachsen dann nämlich ohne jede Grenze. Dieses Verhalten, meint Klein, dürfte auch vom analytischen Standpunkt interessant sein: bei den Ciliaten dienen der Übertragung von Libido auf ein Objekt noch materielle Bahnen. Kleins Arbeit schließt mit den Ausführungen:

„Der Satz, daß die Seele den Körper bildet, findet, glaube ich, in den Verhältnissen, die das nervös-formbildende Silberliniensystem zeigt, eine materielle Basis insofern, als man sieht, daß der Apparat der Seele, das nervöse System, den Körper bildet und so der psychische Einfluß auf Formbildung und Veränderung des Körpers durch das materielle System der Psyche klar zum Ausdruck kommt. Es ist wohl überflüssig, zu betonen, daß Seele hier in ihrem Unbewußten, als ‚Es‘ verstanden wird. Das ‚Es‘ bildet den Körper und in ihm die organischen Werkzeuge für die Instinkte, die körper- und lebenserhaltenden Triebkomplexe. Erst spät rückt ein Teil des Unbewußten in die Sphäre des Bewußten — vielleicht beginnt dieser Prozeß schon bei den Einzelligen, denn manche Experimente haben gezeigt, daß auch schon solche Tiere lernen können —, es entsteht ein primitives ‚Ich‘, ein primitives Bewußtsein, das, da es einzig die Aufgabe hat, die Außenwelt zu ‚erkennen‘, mit der ursprünglichen, ‚eshaften‘ Formbildung des Leibes nichts mehr zu tun hat, die Innenwelt plastisch nicht mehr beherrscht.“

Richtigstellung

Im vorigen Heft dieser Zeitschrift (u. zw. auf S. 71, 9. Zeile und auf der nächsten Seite in der Buchanzeige) ist der Verfasser der Schrift „Die jüdischen Gebetriemen“ bedauerlicher Weise mit unrichtigem Vornamen angeführt worden. Er heißt nicht: Karl Langer; sondern: Georg Langer.

Sexuelle Gebärdensprache

Im Dezemberheft 1931 der „Zeitschrift für Sexualwissenschaft“ beschäftigt sich Dr. H. Vorwahl (Harburg) mit der „Sexuellen Gebärdensprache“. Die Psychoanalyse habe „mit dem Herrschaftsdrang einer lange verdrängten Wahrheit den sexuellen Gehalt unseres Weltbildes und Handelns bloßzulegen versucht und nahezu alles in den Bann ihrer Deutungen gezogen. Aber wenn für Storfer („Marias jungfräuliche Mutterschaft“) etwa die Geste des Segnens die Sexualtätigkeit des Mannes symbolisieren soll, wie Beten die des

Weibes darstelle, weil Arm und Finger ein Penisymbol, offene Hände und ausgebreitete Arme das weibliche Organ darstellten; macht er sich einer Grenzüberschreitung schuldig, die nicht das Eigenleben jeder ‚Provinz im Gemüt‘ achtet, sondern eine vorschnell aus der anderen ableitet. So gewiß es eine Sexualisierung der Religion (wie Religiosierung der Sexualität) gibt, haben Hofmann und Clemen die Mängel der Freudschen Religionstheorie aufgedeckt, in deren Gefolge Storfer arbeitet. Aber niemand kann und will natürlich ableugnen, daß es zwischen Männern und Frauen eine wohl internationale Zeichensprache gibt, die zum großen Teil reine Sexuelsymbolik ist . . .“

„Achtung! Psychoanalyse! Rette sich wer kann!“

Otto Fenichels vor kurzem erschienenes Buch über „Hysterien und Zwangsneurosen“ veranlaßt einen Mitarbeiter der „Königsberger Hartungschen Zeitung“ (E. Ka., 30. Jan. 1932) sich „Über eine gewisse Art von Wissenschaft . . .“ zu beschweren. Er schreibt u. a.:

„Es gab eine Zeit, in der jede Berührung sexueller oder erotischer Probleme als unanständig galt. Von dieser Prüderie, die unendlich viel Schaden angerichtet hat, sind wir heute gottseidank frei. Aber die Ablehnung des vorliegenden Buches hat nichts mehr mit Prüderie zu tun. Ist es wirklich noch wissenschaftlicher Ernst zu nennen, wenn der Verfasser im Kot der übelsten Phantasieprodukte wühlt und sie gewaltsam auf erotische Urzusammenhänge zurückführen will? Wobei der Begriff „erotisch“ nicht etwa im landläufigen Sinne gefaßt ist, sondern ganz üble Nebenbedeutungen und Ergänzungen erfährt. Es geht nicht an, aus dem Buch zu zitieren. Derlei Phalluskult — denn das, was in dem Buch getrieben wird, ist nichts anderes — mag in die Verfallstimmung des untergehenden römischen Weltreichs passen, wir wollen mit ihm nichts zu schaffen haben.

Als vor eineinhalb Jahren Freud den Goethepreis der Stadt Frankfurt erhielt, wurde hier versucht, die philosophische Stellung Freuds kurz zu skizzieren und die Wissenschaftlichkeit und Vornehmheit seiner Gedankengänge, soweit sie aus seinen philosophischen Schriften zu ersehen waren, darzutun. Es will nicht wahrscheinlich klingen, daß Freud zu alledem, was sich heute Psychoanalyse nennt, steht. Es erscheint auch zweifelhaft, ob mit dem Wort Psychoanalyse überhaupt noch ein klar zu definierender Begriff verbunden werden kann. Das Suhlen in sexuellen Wahnvorstellungen hat jedenfalls mit Wissenschaftlichkeit, die doch ein Hauptcharakterzug der Psychoanalyse sein soll, nicht das geringste mehr zu tun. Sollte die Menschheit anderer Meinung sein, so wäre es schon besser, sich zur Auffassung Mephistopheles' zu bekehren: „ein wenig besser

würd er leben, hättest du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben.“ So lange aber noch die Möglichkeit besteht, an das Vorhandensein auch nur eines Quentchens im menschlichen Geist zu glauben, wollen wir eine Gefahr, die unter unseren Augen unmerklich entstanden und großgeworden ist, erkennen und, wenn nichts anderes hilft, rufen: „Achtung! Psychoanalyse!! Rette sich wer kann!!!“

„Psychoana-Lou“

Unter der Überschrift „Psychoana-Lou“ (der man das lebhafte Bestreben, witzig zu sein, nicht absprechen kann) beschäftigt sich im „Mindener Tageblatt“ M. B. mit dem jüngst erschienenen Buch von Lou Andreas-Salomé, „Mein Dank an Freud“. „In allen kulturell bewegten Zeiten“ — heißt es da — „kennen wir diesen Typus der geistesfreien, un-rastvoll getriebenen Frau, die schöpferischer Anteilnahme begierig sich ansaugt an den schöpferischen Mann. So saugte sich die Sand an Musset und Chopin und Flaubert, so Bettina an den Bruder, an Goethe und Beethoven, so die Andreas-Salomé an Klinger und R. M. Rilke an. Auch dem Schöpfer der Psychoanalyse zeigt sie sich nun in dieser seltsamen Verwandtschaft verwachsen und fühlt sich gedrängt, zu seinem 75. Geburtstage ein offenes Bekenntnis zu ihm abzulegen.“ Die Verfasserin entferne sich nicht allzuweit von den Wegen ihres Meisters. „Man könnte an den Zaunkönig denken, der, in des Adlers Gefieder gekrallt, sich mit emportragen läßt in die Lüfte, — und gewiß ist die Salomé keine plumpe Henne, die, unterwegs vom Schwindel angepackt, die Krallen lösen mußte, um den beschädigten Flunk dann gackelnd auf dem Hühnerhofe auszuheilen. Sie kommt schon mit in die Höhe — und darf dann ein Stücklein abseits flattern, um doch zu rechter Zeit ins schützende Gefieder wieder einzuliegen. Sie selbst gebraucht ein anderes Bild und sagt ihrem lieben Professor Freud, daß sie sich wohl fühle an seiner Leine, die nur von Zeit zu Zeit genügend gelockert — dann aber wieder entsprechend aufgewickelt werden müsse. Seltsames psychologisches Spiel: die Hörigkeit einer Herrin offenbarend.“

„Soweit sie aber“ — fährt der Kritiker dann fort — „wirklich Herrin und eigenpersönlich ist und bleibt, sind ihre Exkurse geistvoll und interessant. Sie ist ästhetische Persönlichkeit, von starkem Interesse nicht nur, sondern auch von hohem Verständnis für den schöpferischen Menschen. So hat sie vortrefflich das bestürzend asketische Moment im erotischen Dichter empfunden: die Verleiblichung seiner Erotik, sagt sie, ist sein Werk, denn für das Realerlebnis ist er auf Verzicht gestellt wie einer, der in undurchdringlicher Taucherrüstung Schätze vom Meeresboden aufliest und heraufbringt, nur durch einen Atmungsschlauch mit der Ober-

welt verbunden, solange er daran schafft. Auch warnt sie die Psychoanalytiker vor der Überschätzung des Tagtraumes; denn sie weiß: „Für das Gelingen (des künstlerischen Werkes) muß das Stoffliche des Anlasses nicht nur in Vergessenheit gesunken sein, sondern verbraucht: ja, gleich Begrabenem verwest und verwandelt zu Anderem, Pflanzlichen' . . . Mit der Rückverwandlung des Animalischen ins Pflanzliche ist ‚Lou‘ gewiß näher bei Rilke als bei Freud, und sie bekennt sich in Dingen der Kunstbetrachtung auch ausdrücklich der Lehre Freuds gegenüber ‚ketzerisch gestimmt‘ — und hat recht: sie weiß um den Künstler . . . Sie weiß auch um den religiösen Menschen, den Suchenden und Ringenden sowohl wie um den, der sich in der Religion lediglich Erfüllungen vorgaukelt, um ein bequemes ‚Schlummerkissen‘ zu haben . . . Und auch in Ethisches leuchtet sie hinein und erkennt die ‚bequeme moralische Schlamperei‘ der Menschen, die nie von Gängelband sich lösen wollen: ‚Blaue Linien im Schulheft sind bestimmt, später auszubleiben, jedes Gängelband dazu, von selbstständiger Marschroute beiseite geworfen zu werden. Wird anfängliche, auch höchst zweckvoll gerichtete Autorität nicht rechtzeitig abgebaut, so verfehlt sie nicht nur ihren Zweck, sondern führt am schon gelungenen Teil unseres Wesensaufbaus zu den geheimnisvollsten Gebrechlichkeiten; was anfangs natürliche Außenwirkung war, Stütze und Gerüst fürs noch Unvollendete, das nistet sich dann im Fertigen wie heimlicher Hausschwamm ein, dessen Versteck man nicht kennt. Könnte man das ‚schlechte‘ Gewissen des gegängelten Schwächlings treffender entlarven? Aber man sieht auch, für wen die Verfasserin schreibt — und für wen nicht. Schließlich ist alles doch mehr oder weniger Selbstbekenntnis einer starken, freien Persönlichkeit, die ihr Leben lebt, auch wenn sie es durchrankt mit den Schöpfungen der Schöpferischen.“

Neue Presse-Stimmen über

„Bubi-Caligula“ von Hanns Sachs

Helmuth Schlien schreibt im „Mannheimer Tageblatt“ vom 9. Februar 1932 u. a.:

Ich wüßte nicht, was ich an dergleichen Schriften jemals mit größerer Freude und ständig bereiter, ja ständig wachsender Spannung gelesen hätte als dieses Buch. Sicher gibt es eine ganze Anzahl ähnlich ausgezeichnete Werke, in denen sparsamste Schilderung mit einer unauffälligen Selbstkontrolle in der Darstellung sich ebenso vereinigt, wie es hier der Fall ist. Aber ebenso sicher scheint es mir zu sein, daß hier der schöne Ausnahmefall vorliegt, wo sich das unaufdringlich vorgebrachte psychologische Wissen mit einer gründlichen

Kenntnis des Gegenstandes auf meisterliche Art verbindet, die keinen Wunsch mehr offenläßt. Die römische Kaiserzeit mit jener Geisteshaltung des Herrschers, die man gemeinhin als „Cäsarenwahn“ bezeichnet, wird höchst lebendig verdeutlicht... Der Bericht besitzt auch dort, wo er höchst Unangenehmes vorzubringen hat, einen liebenswürdigen und trotzdem keineswegs leichtfertigen Humor.

*

In der „Rigaschen Rundschau“ vom 4. Februar 1932 schreibt G. H. Eckardt u. a.:

Unter diesem etwas albernen Titel und geschmückt mit einem Bilde von einer Geschmacklosigkeit, wie sie Psychoanalytikern oft eigen ist, gibt der Internationale Psychoanalytische Verlag in Wien ein Buch heraus, das die Geschichte Caligulas erzählt... Die Charakterwendung, das Wesen, die absolute Unberechenbarkeit, die fahrige Art des Jünglings mit ihren grausigen Folgen, werden recht anschaulich und spannend geschildert... Die Zustände der Kaiserzeit sind oft sehr plastisch vor den Leser gestellt... Den naiven psychoanalytischen Formeln, die die Schulen dieser Gelehrten den schwierigsten Problemen ins Fleisch zu brennen pflegen, begegnet man in diesem Buche erfreulicherweise nicht. Daß aber Caligula dermaßen als Zeitwende zu gelten habe, wie Hanns Sachs es meint, ist doch nicht überzeugend klar. Er beschließt seine Ausführungen mit den Worten: „Von nun an trug die antike Welt das Zeichen des Tiers.“ Derartige Linien lassen sich wohl nicht ziehen.

*

Sunday Times, London, am 8. Nov. 1931:

Dr. Sachs glaubt beweisen zu können, daß Caligula sein Ich verloren hat, daß sein Unglück darin bestand, daß er es als Einsamer auf dem Thron nicht wiederfinden konnte. Clio wird entscheiden.

*

Observer, London, am 1. Nov. 1931:

Die geniale Theorie des Dr. Sachs meistert das Caligula-Problem vollkommen.

„Das Unbehagen in der bürgerlichen Kultur“

In der Wiener sozialdemokratischen Monatsschrift „Der Kampf“ (24. Jg. Heft 6), beschäftigt sich Paul Kéri — anknüpfend an Freuds jüngste Schrift — mit dem „Unbehagen in der bürgerlichen Kultur“. Er schließt seinen Aufsatz mit folgenden Worten:

„Für die Arbeiterschaft ist dieses „Unbehagen“ unserer heutigen Gefühlart — zeitlich bedingt durch die im Unbewußten verankerte, kaum zu umgehende, zur Atmosphäre gewordene, notgedrungen Konflikte erweckende Ideologie der herrschenden bourgeoisen Welt — ebenfalls von Belang, und die Sache kann

damit abgetan werden, daß dies eine Angelegenheit der bürgerlich Empfindenden sei. Denn in dem Grade, als die Arbeiterschaft in den Bildungs- und Kulturkreis des heutigen Großstadtlebens eintritt, ihren Teil an den Kämpfen, an dem geistigen Ringen der Zeit nimmt, gerät sie ebenfalls und immer mehr in den Bann des Zeitgewissens, wird immer ausgesprochener zu einem heutigen Intelligenzler... Die Teilnahme der Arbeiterschaft an den Problemen, am seelischen Ringen der Zeit fördert aber gleichzeitig die Befreiungstendenzen, die in der denkenden Welt schon am Werke sind, um die Götzen der heutigen Seele zu stürzen. Allein schon die Erkenntnisse der neuen kritischen Seelenforschung und die immer mehr in die Nerven Aller eindringende Erkenntnis der „historischen Relativität“, daß nämlich die Empfindungen, Gebote, Normen unseres Unbewußten, die wir gewohnt waren, als naturgegeben, als ewig zu betrachten, zeitlich bedingte, durch die historische Entwicklung entstandene, vergängliche Formen unseres Empfindungslebens sind, schon diese Erkenntnisse allein schaffen und fördern vieles. Die in die Kulturatmosphäre eintretende Arbeiterschaft beschleunigt durch den revolutionären Drang ihrer Massen die Selbsterkenntnisse, die Kritik und die Befreiungstendenzen der heutigen Seele, deren „Unbehagen“ auch durch die zeitlich bedingte Fühlart der ökonomisch herrschenden Klasse bestimmt wird.“

Tschechoslowakei

Im Februarheft 1932 des „Zentralblatts für Psychotherapie“ gibt Dr. Hans *Zweig* (Brünn) einen Sammelbericht über „Die Psychotherapie in der tschechischen Literatur von 1920—1930“. Dabei referiert er gelegentlich auch über die Stellungnahme der herangezogenen tschechischen Autoren zur psychoanalytischen Therapie. Nach *Janota* wirkt die Psychoanalyse nur bei Phobien, Zwangsvorstellungen, Depressionen, Psychasthenien, leicht hypochondrischen Zuständen erfolgreich; sie habe eine erhebliche Intelligenz des Kranken zur Voraussetzung. Bei schweren Hysterien und Psychosen, ebenso bei organischen Krankheiten sei der Erfolg zweifelhaft. Sie eigne sich jedenfalls in der klassischen Form wegen des allzu großen Zeit- und Geldverlustes nicht zum praktischen Gebrauch. Dagegen ließen sich durch eine kleine Psychoanalyse von einigen Stunden, durch andere psychotherapeutische Schritte unterstützt, oft befriedigende Resultate erzielen. Sehr hoch wird der Wert der Psychoanalyse von *Bondy* eingeschätzt, der der Ansicht ist, man werde ohne die Kenntnis ihrer Technik keine Nervenstörung verstehen und heilen können. *Forster* findet eine Indikation für psychoanalytische Behandlung auch bei Magengeschwüren oder bei manchen Formen von Tuberkulose, wenn sie infolge eines seelischen Schocks aufgetreten sind; — ferner bei Alkoholismus und anderen Süchten, bei Sprachstörungen. Auch gewisse Hautkrankheiten psychischen Ursprungs seien durch die Analyse gebessert und geheilt worden. *Lauterer* und

Sonnenschein sprechen sich für eine psychoanalytische Behandlung der Neurosen aus.

Die Bedeutung der Intelligenz für die analytische Behandlung wird auch von J. Uher hervorgehoben. Daher die Schwierigkeiten, auf welche die Psychoanalyse bei Ungebildeten stößt, ihre Unmöglichkeit bei den Schwachsinnigen und auch bei den Taubstummen. Günstige Bedingungen liegen nach Uher aber bei den Blinden vor, da diese schon von selbst infolge Ausschaltung der wichtigsten Kontaktfläche nach außen zur Introversion und Selbstanalyse geführt würden. In die Normalschule könne die psychoanalytische Methode nicht eingeführt werden, der Lehrer soll sie aber kennen, um das Unbewußte der Kinder zu verstehen. Die Psychoanalyse befinde sich eigentlich erst im Anfangsstadium, ihre Zukunft werde vor allem von dem Grade ihrer theoretischen Verarbeitung abhängen.

Nach Stuchlik ist die ideale und einzig kausale Form der Psychotherapie die Psychoanalyse, worunter dieser Verfasser „jede tiefergehende Analyse der Symptome ohne Hinblick auf eine aus dieser Analyse hervorgegangene Erklärung“ versteht.

Kunst, Pädagogik, Psychoanalyse

In der „Königsberger Allgemeinen Zeitung“ vom 29. Dez. 1931 schreibt Dr. Fritz Nemitz (Berlin) über „Kunst und Psychoanalyse“. „Kunst und Neurose“ — führt er u. a. aus — „Kunst und Pathologie“ sind Begriffe, die keineswegs immer zueinander gehören, wie es von Verfälschern und Dilettanten häufig dargestellt wird, die einen Künstler, in dessen Werken sie Spuren von neurotischen Verwicklungen entdecken, dann der Welt als Psychopathen denunzieren . . . Solche Analysen, die ein Kunstwerk lediglich zu Symptomen seelischer Zustände degradieren, sind auf das entschiedenste abzulehnen . . . Es wird einmal dahin kommen, daß das Wort pathologisch seine jetzige Bedeutung verliert.“

Der Verfasser schließt seinen Aufsatz mit folgenden Ausführungen, in denen er den Wert der Psychoanalyse für die Pädagogik hervorhebt:

„Von führenden Pädagogenkreisen wird heute immer wieder bewiesen, daß jeder Mensch, bei dem man eine einigermaßen gradlinige Entwicklung zuläßt, die Möglichkeit hat, aus sich heraus etwas zu gestalten, wenn auch das Resultat durchaus kein Kunstwerk zu sein braucht. Aber die unmittelbare Folge jeder schöpferischen Betätigung erzeugt eine Stärkung des Selbstgefühls, die bei manchen neurotischen Erkrankungen oft schon gleichbedeutend mit Gesundung ist. Wo die Analyse bis in jene verschütteten Schichten des Seelenlebens vordringt, die einen Einblick in die ursprüngliche Bestimmung und Begabung des betreffenden Menschen erlauben, die oft mit der ausgeübten Tätigkeit in vollkommenem Widerspruch steht, kann man unter Umständen zu einer Lösung

der ursprünglichen, bisher verdrängten Fähigkeiten gelangen. Der einzelne kann die Psychoanalyse für sich ablehnen, als Methode aber und Forschung ist sie — abgesehen von ihren Auswüchsen und Verfälschungen — geschichtlich bedingt und notwendig. Denn nichts kommt „von selbst“. Indem sie den verschlungenen Pfaden des Unbewußten nachgeht und die Wechselbeziehungen zwischen dem „Es“ und der Kunst aufzudecken sucht, erweitert sie unser Wissen um die menschliche Seele. Sie macht uns wissender und sollte uns zugleich auch bescheidener machen. Wir kommen dem Geheimnis des Schöperischen ein wenig näher, aber das Mysterium bleibt ein Wunder. Ja, je mehr wir uns ihm zu nähern scheinen, um so weiter weicht es zurück.“

Mitteilung des Herausgebers

Ich bin — nach elfjähriger Tätigkeit — von der Leitung des Internationalen Psychoanalytischen Verlags, Ges. m. b. H., zurückgetreten. An meine Stelle ist Herr Dr. Martin Freud zum Geschäftsführer bestellt worden. Meine Funktionen als Mitredakteur der „Imago“, als Mitherausgeber der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik“, als Herausgeber und Redakteur der „Psychoanalytischen Bewegung“ und als der (preßrechtlich) verantwortliche Redakteur der drei genannten Zeitschriften und der „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse“ werde ich in Kürze ebenfalls niederlegen. Ich bitte daher dringendst, alle für den Internationalen Psychoanalytischen Verlag bestimmten Sendungen an diesen selbst und nicht an mich persönlich zu richten.

Wien, Ende Januar 1932

A. J. Storfer

Eigentümer und Verleger :
Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Ges. m. b. H., Wien, I., Börsegasse 11
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Adolf Josef Storfer, Wien, I., Börsegasse 11
Druck: Johann N. Vernay A.-G., Wien, IX., Canisiusgasse 8—10

88/25—

Ich bitte dringendst, Sendungen (Briefe, Manuskripte, Rezensionsexemplare usw.), die nicht für mich persönlich, sondern für den „Internationalen Psychoanalytischen Verlag“, bzw. für die Zeitschriften „Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse“, „Imago“, „Psychoanalytische Bewegung“, „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik“ bestimmt sind,

nicht an mich persönlich

zu adressieren, sondern an den

Internationalen Psychoanalytischen Verlag

Wien, I., Börsegasse 11

bzw., wenn speziell für eine der oben genannten Zeitschriften bestimmt, an die betreffende Zeitschrift, per Adresse des Internationalen Psychoanalytischen Verlags.

Wien, im Januar 1932
IX, Porzellangasse 43

A. J. Storfer

	Seite
Arnold Zweig: Odysseus Freud	97
Stefan Zweig: Das eheliche Mißgeschick Marie Antoinettes	100
Sigmund Freud: Meine Berührung mit Josef Popper-Lynkeus	113
Havelock Ellis: Die neue Einschätzung des Obszönen	119
Hanns Sachs: Volentem ducunt fata, nolentem trahunt	143
Gustav Hans Graber: Feuer und Harnstrahl	151
Zum Thema: Feuer und Harnstrahl (Scherling)	160
Georg Groddeck: Wege zum Es	161
Theodor Reik: Die Kraniche des Ibykus und die Fliegen des Mr. Breese	172

PSYCHOANALYTISCHES LESEBUCH

Montesquieu über Nationalismus	99
--	----

DAS ECHO DER PSYCHOANALYSE

„Woher nimmt dieser Mensch die Unbeirrtheit seiner Richtung?“	183
Körperbildung durch das Es	184
Richtigstellung	185
Sexuelle Gebärdensprache	185
„Achtung! Psychoanalyse! Rette sich, wer kann!“	186
„Psychoana-Lou“	187
Neue Pressestimmen über „Bubi Caligula“ von Hanns Sachs	188
„Das Unbehagen in der bürgerlichen Kultur“	189
Tschechoslowakei	190
Kunst, Pädagogik, Psychoanalyse	191
Mitteilung des Herausgebers	192

Einen Querschnitt durch die Psychoanalyse

bietet der jährlich erscheinende „Almanach der Psychoanalyse“. Bisher erschienen 7 Bände (1926, 1927, 1928, 1929, 1930, 1931, 1932). Jeder Band (mit 20 bis 25 Beiträgen, ferner Porträtbeilagen) in Ganzleinen geb. Mark 4.—.
Inhaltsverzeichnis der 7 Almanache senden wir auf Verlangen.

Prospekte über psychoanalytische
Literatur sendet auf Verlangen:
Internationaler Psychoanalytischer
Verlag, Wien, I., Börsegasse 11